



Berlin, den 9. Mai 1903.

Beleidigung und Duell.

Das Bürgerliche Recht und der Civilprozeß sind wesentliche Bestandtheile des Kulturlebens und können nicht aus ihm hinweggedacht werden,*) die Straffjustiz dagegen beruht auf einem Gewebe irriger Vorstellungen, die das durch Erfahrung erleuchtete und gereifte Denken der heutigen Zeit nahezu überwunden hat, und würde im Idealstaat anderen Einrichtungen weichen. Ob es je einmal dahin kommen wird, wissen wir nicht; aber um die Uebelstände einer Institution, die als ein Nichtseinsollendes, streng genommen, irreformabel ist, wenigstens zu mildern und einigermaßen erträglich zu machen, muß man bei Reformversuchen die vernünftigen Einrichtungen des Idealstaates im Urog. schon. Urog. Königl. unfrer. Straffjustiz, ugh. ch, stücker dargestellt; heute möchte ich von einem Uebelstand sprechen, den fast jeder Tag uns vors Auge führt und an dem weniger die Justiz als ein herrschendes Vorurtheil schuld ist.

So oft die Duellfrage aufs Tapet kommt, sagen die Vermittelnden: Ja, das Duell könnte abgeschafft werden, wenn nur die Ehre durch strengere Strafbestimmungen besser geschützt wäre. Das fehlt gerade noch! Dinehin gleicht schon das liebe Deutsche Reich einer Stube voll verzogener Kinder, in der alle Augenblicke ein Balg heult: Mutta, der Karlehen hat mich ge-

*) Als gute Einführung in das Verständniß der Bedeutung dieses Kultur-elementes kann man Solchen, die zum Studium umfangreicher Werke keine Zeit haben, die vortreffliche Schrift empfehlen: Das römische Recht, das deutsche Recht und das Bürgerliche Gesetzbuch, eine Vergleichung der rechtlichen, ethischen und wirtschaftlichen Grundgedanken. Vom Dr. J. Schwering, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Hamm. Verlag von J. P. Bachem, Köln.

schumpfen, Vata, der Willy hat mich geschupst! Der Herausgeber der „Zukunft“ hat vor einiger Zeit an den Cyniker Krates, erinnert, der an sein geohrfeigtes Gesicht ein Täfelchen mit der Inschrift: „Das hat Nikodemus gemacht!“ befestigte, und von Thering erfahren wir, daß bei den Römern, die doch ein mannhaftes und ehrliebendes Volk gewesen sind, eine Ohrfeige nur zwei Groschen kostete. Unser Ehrgefühl ist nicht feiner, sondern es ist krankhaft und verschoben. Die Ehre eines Menschen kann durch Niemand geschädigt werden als durch ihn selbst, durch seine unehrenhaften Handlungen; durch Andere nur insofern, als sie die falsche Meinung verbreiten, er habe unehrenhaft gehandelt, also durch Verleumdung. Beleidigungen, also Schimpfreden und Mißhandlungen, schädigen niemals die Ehre des Leidenden, sondern immer nur die des Thäters.

Der durchschnittliche Mensch ist ein geplagtes Vieh, und wie der Hund heult, wenn er geschlagen wird, wie das noch nicht gebändigte Pferd ausschlägt und beißt, wenn man es peinigt, so schimpft der Mensch und schlägt um sich, wenn er sich gequält fühlt. Schimpfen und Schlagen ist also im Zustande des Schmerzes, des Kerkers, des Jornes Bedürfnis, und zwar nicht nur ein psychologisches, sondern auch ein physiologisches, weil es, wie das Schreien und Weinen, wirklich erleichtert; und es ist nicht nur bildlich, sondern buchstäblich zu verstehen, daß Einer an verhaltenem Schmerz und Grimm ersticken könne. Wenn der alte Venedikt in Breslau einen Bauern operirte, der den Schmerz zu verbeißen suchte, so sagte er ihm: Schrei er doch, alter Esel! Und der Gipfel des Raffinements der Grausamkeit war es, wenn in der berühmten guten alten Zeit der Folterknecht seinem Opfer die eiserne Birne in den Mund steckte. Kann der Gequälte oder Jornige den Urheber seiner Erregung nicht treffen oder darf er, als moderner Kultur- und Gesellschaftsmensch, ihn nicht treffen, so entlädt sich die Spannung auf einen Unschuldigen. Statt des Brotherrn prügelt der Arbeiter sein Weib und für den stärkeren Mann ohrfeigt das Weib die Kinder. Schimpfwörter sind die selbstverständliche Begleitung der Armbewegungen. Gebildete Gatten beschränken sich auf Worte, die bei den ganz Gebildeten mehr spitz als grob ausfallen, und nicht selten wird auch der Hausrath in Mitleidenschaft gezogen. Der wüthend gewordene Mann aus dem Volk schlägt Alles kurz und klein; aber auch ein Napoleon, ein Bismarck kann sich unter Umständen nicht enthalten, wenigstens eine Base zu zertrümmern. Professor Schmoller hat das unveräußerliche Menschenrecht aufs Schimpfen feierlich proklamirt. Beim Althoff-Essen am fünften Januar 1902 hat er gesprochen: „Raisonniren über Vorgesetzte ist ein psychologisches Bedürfnis in den meisten Ständen: der Beamte, der Offizier, der Professor muß sich so Luft machen. Wer die Dinge von außen und von unten sieht, wer gar noch gehorchen muß, Der

muß auch schimpfen dürfen. Friedrich der Große verstand Das; er sagte: „Raisonnirt, so viel Ihr wollt, aber gehorcht!“ Diese paar Worte des hochangesehenen Nationalökonomens sind verdienstlicher und ehren ihn mehr als alle seine Werke; denn diese könnte auch jeder andere fleißige und geschickte Professor schreiben, aber ein so mannhafteß, lähnes Wort, ein so dringend nothwendiges Wort öffentlich aussprechen: Das kann nicht jeder beliebige Professor und Geheimrath; dazu fehlt den meisten die Courage. (Wie mir die Courage fehlt, richtig „der Courage“ zu schreiben). Das „in den meisten Ständen“ ist Schmolter unbedachtsamer Weise entfahren. Hätte er sich die Sache überlegt, so hätte er gefunden, daß alle Stände das Bedürfniß haben, zu schimpfen; die geplagtesten empfinden es natürlich am Meisten.

Das Schimpfen und Zuschlagen ist also die Entladung einer Spannung, eine Bethätigung der irascibilitas, deren Art und Stärke den Erzürrten charakterisirt, nicht aber den Gegenstand seines Zornes. Der Ehre eines Erwachsenen thut die erlittene Beschimpfung so wenig Abbruch wie der des unschuldig gemißhandelten Kindes, des geprügelten Hundes, der zertrümmerten Vase. Wenn ein Wüthender eine schöne Kristallschale an die Wand wirft, so sagt man nicht: Welche häßliche Schale, sondern: Welch roher Mensch! Und so ist in allen ähnlichen Fällen. Daher haben die Beleidigungsprozesse gar keinen Sinn; die Ehre der Beleidigten ist nicht verletzt und braucht nicht wiederhergestellt zu werden. Wenn überhaupt die Ehre eines Menschen dadurch verletzt ist, so ist es die des Schimpfenden oder Mißhandelnden; wenigstens setzt sich ein solcher Mensch in den Augen aller Vernünftigen herab; und auf die Meinung der Unvernünftigen kommt doch nichts an. Schimpfen ist Menschenrecht; Einem dieses Recht nehmen, ist Grausamkeit. Aber Selbstbeherrschung ist Menschenpflicht, und wer sein Entladungbedürfniß am ungeeigneten Ort, zu ungeeigneter Zeit, an ungeeigneten Personen und ohne Maß befriedigt, offenbart dadurch einen Charakterfehler und Bildungsmangel. Zu den ungeeigneten Personen gehören in erster Linie die unschuldigen. Man sollte daher dem gemeinen Mann ausdrücklich sagen: Mache Deinem Grimm Luft nach Herzenslust, schimpfe auf Deinen Brotherrn, auf die Polizei, auf den Bürgermeister, auf den Landrath, auf den König, so viel Du willst — ihnen schadet Das gar nichts; eine versalzene Suppe bereitet ihnen weit mehr Unbehagen —, aber prügle nicht Dein Weib und Deine Kinder!

Und hat denn jemals ein Strafprozeß die angeblich verletzte Ehre des Beleidigten wiederhergestellt? Handelt es sich um Zänkereien zwischen Privatpersonen, so kümmert sich kein vernünftiger Mensch darum. Mag den braven Herrn Meyer der böse Schulze einen Esel oder einen Spitzbuben geschimpft haben: für seine Bekannten bleibt er der brave Herr Meyer, und Die ihn nicht kennen, geht die Sache nichts an. Die Richter mit solchem Quatsch

belästigen, ist wirklich Grober Unfug. Vor einem Jahre ließ sich ein breslauer Vereinswähler allerlei ansehbare Praktiken zu Schulden kommen und die Blätter und Blättlein der Provinz berichteten natürlich darüber. Da verklagt der Kerl ein Duzend Redakteure und es muß nun wirklich in so und so vielen Gerichtsverhandlungen untersucht werden, ob diese Berichte auch allesammt vollkommen wahrheitsgetreu gewesen, ob nicht die Grenzen der berechtigten Kritik überschritten worden sind und ob nicht hier und da ein beleidigender Ausdruck eingeflossen ist. Welcher Unfug! Sind es aber Leute feindlicher Parteien, Klassen oder Konfessionen, die mit einander raufen, dann ist der Prozeß erst recht zwecklos, denn die Verhandlung mag an den Tag bringen, was sie will, das Urtheil mag ausfallen, wie es will: an dem Urtheil der Freunde und der Gegner des Beleidigten wird dadurch nicht das Mindeste geändert; für Jene bleibt er das schuldlose Lamm oder der Held, für Diese der Liebeshäter. Nicht Wiederherstellung der gar nicht gekränkten Ehre ist der Zweck der Klage, sondern Befriedigung des Rachegefühles durch die Verurtheilung; als Werkzeug zur Befriedigung einer schlechten Leidenschaft sollte sich aber doch der Richter nicht gebrauchen lassen. Wo allensfalls von einer Minderung der Ehre gesprochen werden könnte, da kann das Gericht meistens beim besten Willen nichts thun. Wenn mich Einer Dohs, Esel, Schuft, Lump, Betrüger schimpfte, so würde mich Das so wenig berühren, wie den Mound das Mopsgebell berührt. Wenn mir dagegen Herr Franz Mehring in Zeitschriften nachsagt, ich wägte mich an Aufgaben, denen ich nicht gewachsen sei, schriebe über Dinge, die ich nicht ordentlich verstünde, und hätte ein vollkommen überflüssiges Buch herausgegeben, so ist Das geeignet, mich in den Augen des Publikums herabzusetzen. Aber da der genannte Herr ein viel zu erfahrener Journalist ist, als daß er seine Kritik in rohe Worte kleiden sollte, so würde ich mit einer Klage gegen ihn von jedem Gericht abgewiesen werden. Damit will ich nicht etwa andeuten, daß ich den Wunsch hegte, ihn zu verklagen; Gott bewahre mich! Dank meiner jesuitischen Erziehung ist mir die Nichtigkeit des geltenden Ehrbegriffes schon in jungen Jahren klar geworden. Ich bin daher unempfindlich gegen sogenannte Ehrenkränkungen und außerdem sage ich mir: Du hast in Deinem Leben aus Unverstand, Ueberreilung und Leidenschaft so manches Unschöne gesagt und gethan, was nicht öffentlich bekannt geworden ist; daher mußt Du Dir es als einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit gefallen lassen, wenn einmal in der Oeffentlichkeit ein hartes Urtheil über Dich gefällt wird, das Du nicht zu verdienen glaubst. Sozialdemokratische Zeitungen berichten oft über Beleidigungsprozesse, die nach folgendem Schema verlaufen. Ein Blatt hat berichtet, in der Fabrik des Herrn X. seien so und so viele jugendliche Arbeiter so und so oft über die gesetzliche Zeit beschäftigt worden. Der Wahrheitbeweis wird der Hauptsache nach erbracht,

aber die Zahl der Fälle ist um eine Kleinigkeit zu hoch angegeben; deshalb und weil in dem Bericht beleidigende Worte vorkommen, wird der Redakteur zu einer Geld- oder Gefängnißstrafe verurtheilt. Solcher Prozeß verläuft zwar nach dem Buchstaben des Gesetzes vollkommen korrekt und die Richter können gar nichts Anderes thun, als die Klage annehmen und die Verurtheilung aussprechen, aber mit der Ehre des Fabrikbesizers haben sie nichts zu schaffen; die ist in den Augen seiner Standesgenossen nicht geschädigt. Die Häufung solcher Klagen soll den Blättern der Gegenpartei das Leben sauer machen und die Veröffentlichung von Fabrikgeheimnissen erschweren. Diese Auffassung von der Verwendbarkeit der Justiz für Klasseninteressen ist einmal im preussischen Herrenhause offen ausgesprochen worden. Die Parlamente haben den vernünftigen Ehrbegriff anerkannt; sie verzichten darauf, Strafanträge zu stellen, wenn sie beschimpft werden. In dem genannten Hohen Hause aber ist es einmal vorgekommen, daß einer der Herren sich etwa so äußerte: Ich schlage vor, in diesem Fall von der hergebrachten Praxis abzugehen, weil es sich um ein sozialdemokratisches Blatt handelt; unserer Ehre vermag ja natürlich ein solches Blatt nicht Abbruch zu thun; aber wir dürfen keine Gelegenheit versäumen, die Partei durch Verurtheilung ihrer Führer zu Geld- und Gefängnißstrafen zu schwächen. Die sogenannte Beleidigung wird also als Vorwand benutzt, die Strafjustiz zur Bekämpfung politischer Gegner und zur Unterdrückung der unbotmäßigen Arbeiterklasse zu mißbrauchen.

Berechtigt ist die Verwendung der Justiz nur bei Verleumdung. Auch hier wird freilich der Zweck meist nur sehr unvollkommen oder gar nicht erreicht, denn semper aliquid haeret; aber das Mittel ließe sich immerhin etwas wirksamer gestalten, wenn man statt der Verhängung eines „Straf-übels“ die Wiederherstellung der Ehre des Geschädigten als Zweck im Auge behielte. Man würde dann etwa so verfahren. Dem Gerichtshof wird ein Erkundigungsbureau beigegeben. Ueber einen Kaufmann ist ein Gerücht verbreitet worden, das seinen Kredit erschüttert. Das Erkundigungsbureau hat nun festzustellen, ob das Gerücht begründet ist, und wenn nicht, in welchem geographischen Bezirk der Kaufmann seinen Kredit braucht und welche Zeitungen in diesem Bezirk erscheinen. Auf den Bericht des Bureaus verfügt dann der Gerichtshof: Dieser Bericht wird den genannten Zeitungen als Inserat zugesandt und in sieben auf einander folgenden Nummern abgedruckt; die Kosten der Insertion und der Erkundigung hat der Verleumder zu bezahlen. Eine andere Strafe, eine, die bloß Strafe ist, ohne dem Geschädigten zu nützen, wäre nicht nöthig. In Fällen, wo es sich nicht um die Ermittlung von Thatsachen handelt, sondern um subjektive Urtheile, etwa über den literarischen oder wissenschaftlichen Werth von Geisteserzeugnissen, ist nichts zu machen; da muß Einer die Leute reden und schreiben und das Ungemach über sich ergehen

lassen wie einen Regensturm; als Waterproof schafft sich der Vernünftige für solche Naturereignisse ein gutes Gewissen und ein dickes Fell an und bloßes Geschwups, wie gesagt, empfindet er gar nicht.

Also unbeschränkte Schimpffreiheit wäre das Ideal? Ja: Das ist es. Und wird sie eingeführt, so wird des Beschimpfes nicht mehr, sondern weniger werden. Denn zunächst fällt der Anreiz weg, der im Verbot und in der Gefahr liegt. Und dann: unser Volk ist bis in die tiefsten Schichten hinunter sehr ehrliebend und eitel; es gehört zu den nicht gerade unerwünschten Wirkungen der fiktiven Rechtsgleichheit, daß jeder Straßenkehrer als Herr und jede Dienstmagd als Dame angesehen und behandelt werden will, was ihnen die Pflicht auferlegt, sich auch, so gut sie es fertig bringen, danach zu benehmen. Wird nun von den Vernünftigen dem Volke klar gemacht, daß Schimpfen nicht den Beschimpften, sondern den Schimpfer beschimpft, so werden die Leute das Aeußerste an Selbstbeherrschung aufbieten, die Spannungen ihres geärgerten Gemüthes in einer Weise verpuffen zu lassen, die ihre Herren- und Damenstellung nicht gefährdet; und unsere Presse nimmt sich wohl jetzt schon den österreichischen Reichsrath nicht zum Vorbilde.

Damit wird zugleich eine ganze Gattung von Duellen beseitigt sein. Wenn ein roher Mensch im Kaffeehaus seinen Tischnachbar insultirt, so wird sich Dieser nicht verpflichtet fühlen, ihm seinen Sekundanten zu schicken, sondern er wird den Wirth und die Ohrenzeugen bekunden lassen, daß sich der Herr Studiosus oder Referendar K. rüpelhaft benommen hat, und diese Thatsache wird am anderen Morgen als amtliche Verkündung in den gelesesten Blättern stehen; dem Rüpel wird die Rechnung zugeschickt. Anders liegt die Sache, wenn einem Manne vor Zeugen unehrenhafte Handlungen vorgeworfen werden. Wer nicht zum Lumpenproletariat gehört, darf Das, wenn er sich rein fühlt, nicht auf sich sitzen lassen; und für einen Offizier ist es geziemender, sich selbst seiner Haut zu wehren, als zum Kadi zu laufen. Es ist wahr: die Beschuldigung wird dadurch nicht widerlegt, daß er den Verleumder totschießt oder sich von ihm totschießen läßt; aber sein Stand legt ihm die Pflicht auf, seine Ehre höher zu schätzen als sein Leben, und er darf den Verdacht nicht aufkommen lassen, er fürchte sich vor der Erfüllung dieser Pflicht. Auch ist es richtig, was man zur Rechtfertigung des Offizierduells gesagt hat, daß der Mann, der berufen ist, seine Mitbürger mit der Waffe zu schützen, wenn er angegriffen wird, nicht von einem Anderen Schutz erbitten darf, sondern sich seiner Haut selbst wehren muß. Das Rechtfertigungsverfahren durch einen Prozeß mag ja daneben seinen Lauf nehmen. Ist aber die Beschuldigung begründet, so findet die Schuld in jedem Fall ihre Sühne, entweder durch den Tod des Schuldigen oder durch das vernichtende Bewußtsein, einen Anderen ungerechter Weise ermordet zu haben.

Dieser Andere nun ist deshalb nicht zu bedauern, weil er ja wußte, welcher Gefahr er sich durch das Aussprechen der Beschuldigung aussetzte. Wer sich diesem Brauch nicht fügen will, Der soll eben nicht in den Offizierstand eintreten, wie der Herausgeber der „Zukunft“ einmal richtig bemerkt hat. Wenn sich die Philister über den Brauch furchtbar aufregen, so ist Das lächerlich. Sie werden ja durch ihn nicht gezwungen, ihre Haut zu Markte zu tragen, und wenn es der Offizier will, — was geht es sie an? Jeder Stand hat das Recht, seine Lebensweise nach seinem Geschmack zu ordnen, so weit er dadurch nicht in die Rechte Anderer eingreift, und Das geschieht nicht durch den Duellzwang, der sich ja auf seine Mitglieder beschränkt. Das Neue Testament kann gegen den Duellzwang nicht angerufen werden, weil es kein Staatsgrundgesetz ist und auch niemals Bestandtheil eines solchen werden kann. Die christliche Religion und der Staat haben verschiedene und zum Theil entgegengesetzte Aufgaben. Wenn einmal in einem Staate die Zahl der wahren Christen groß werden sollte, was sie bisher noch in keinem Staate gewesen ist, so würde die christliche Gesinnung dieser großen Zahl gewiß auch Einfluß auf die Gesetzgebung üben; aber daß je einmal das Gesetz des Evangeliums und das Staatsgesetz zusammenfielen, ist undenkbar; der christliche Staat ist eine *contradictio in adjecto*. Auch der Hinweis darauf, daß der Duellzwang als Standesprivilegium mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetz im Widerspruch steht, hat nichts zu bedeuten, denn diese Rechtsgleichheit ist — man kann es nicht oft genug wiederholen — Fiktion und Illusion. In keinem Staate der Welt wird sie thatsächlich anerkannt und durchgeführt. Weil die herrschenden Stände nicht den Muth haben, die thatsächliche Rechtsungleichheit als Gesetz zu proklamiren und jedem Stande sein eigenes, das seiner Natur zukommende Recht zu schaffen, müssen sie zu solchen Mitteln wie Mißbrauch der Strafsjustiz ihre Zuflucht nehmen, das Koalitionsrecht der Arbeiter durch den sogenannten Schutz der Arbeitwilligen entwerthen, die Klagen der Arbeiter über ungesetzliche Zustände in Werkstätten, Fabriken und Gruben durch Beleidigungsprozesse unterdrücken, und was dergleichen Mittelchen mehr sind. Eine dritte Klasse von Duellen würde besser durch die Einrichtung der Staaten des klassischen Alterthumes ersetzt, daß es dem beleidigten Ehemann erlaubt war, den in flagranti ertappten Ehebrecher niederzustecken. Insulten Verauschter sollten nie Duelle herbeiführen; der Verauschte ist ein Thier und ein Thier kann nicht beleidigen.

Reiße.

Karl Zentsch.



Erkenner und Bekenner.

Dem unaufhebbaren Gegensatz von Verstand und Gefühl entspricht innerhalb der philosophisch wirksam gewesenen Systembildungen ein Doppeltypus von Denkern: subjektive Symptom- oder Temperament-Denker und objektive, Zusammenhänge erfassende Verstand-Denker. Die Einen philosophiren gleichsam mit Herz und Gemüth, die Anderen nur mit dem Kopf. So sind Mystiker und Romantiker durchweg Temperament-Denker. Gefühlsüberschwang und volle Entfaltung der Persönlichkeit sind ihnen zum Leben unentbehrlich. *J'étouffe dans l'univers*, schreibt der Erzromantiker Rousseau; und er läßt seinen favonischen Bizar sagen: „Ich entdecke Gott überall in seinen Werken; ich fühle ihn in mir. Aber sobald ich ihn an sich selbst betrachten will, sobald ich frage, wo und was er, welches sein Wesen sei, dann gelingt mirs nicht.“ Nach Rousseaus Geständniß sind seine Werke recht eigentlich nur Siegelabdrücke seiner Persönlichkeit. Etwas Aehnliches deutet Fichte, der Titan unter den Idealisten, mit dem Wort an: Welche Philosophie Einer hat, hängt ganz davon ab, was für ein Mensch er ist. Eben so muß das von Windelband ein „glänzendes Mosaik“ genannte, von Runo Fischer als künstlerische Konzeption aufgefaßte System Schopenhauers als starker Ausdruck seiner Persönlichkeit begriffen werden. Nietzsche, der letzte Ausläufer der Romantik und vollendete Typus eines Temperament-Denkens, sagt es mit dürrn Worten: „Meine Schriften reden nur von meinen Ueberwindungen“ „*Mihi ipsi scripsi*“. Er nennt seine Bücher Erlebnisse, die „erlebtesten“ Bücher. „Ich mißtraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Wege. Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit.“ Nietzsche sieht vielmehr in jeder großen Philosophie „nur das Selbstbekenntniß ihres Urhebers und eine Art ungewollter und unvermerkter *mémoires*.“

Dieser Bekenntnißphilosophie steht nun seit Sokrates, Plato und Aristoteles eine Erkenntnißphilosophie gegenüber, die nicht dem überfluthenden Drange nach Offenbarung der eigenen Persönlichkeit, sondern dem Trieb nach Erkennen; dem *ἐκδιωκτικῶν ἀναστάσεων* (*ἐκ τῶν καυμάτων*) *ὄρε'* geregmäßigen Zusammenhänge in Natur und Geist entspringt. Jene deuten das *Ich* in ihr *Ich* hinein. Diese lassen das eigene *Ich* ins *Ich* aufgehen. Den Romantikern ist das Individuum Alles, die Gattung nichts; den Idealisten bedeutet die Gattung Alles, das Individuum nichts. Jene stellen ihre Persönlichkeit so sehr in den Vordergrund, daß ihr *Ich* ihre Werke vollständig überschattet. Diese lassen die Persönlichkeit vollkommen hinter die Werke zurücktreten. Den Bekenntnißphilosophen ist es in erster Linie um eine Analyse ihrer eigenen Person, den Erkenntnißphilosophen nur um Sinn und Deutung des Weltzusammenhanges zu thun. Und der gute Melanchthon meint des-

halb, jeder denkende Mensch müsse genau so Anhänger eines vernünftigen philosophischen Systems wie jeder civilisirte Mensch Bürger eines bestimmten Staates sein. Doch hat unter den reinen Verstand-Denkern, die, wie Descartes, Spinoza, Hume, Berkeley oder Kant, ihre Persönlichkeit in ihre großen systematischen Werke nur selten lebend einführen, für die Leidenschaftlichkeit des wahrhaft philosophischen Stiles Niemand so scharfe Merkworte gefunden wie Spinoza, der selbst die menschlichen Affekte, in denen ja das eigene Wohl und Weh mit zum Ausdruck gelangt, zu behandeln sich vornimmt, als wenn er es mit „Linien, Flächen und Figuren“ zu thun hätte.

Wie Schelling der Philosoph der Romantik war, so ist der Temperament-Denker Nietzsche der Neoromantiker unserer Tage. Gefühle, Energien, Neovitalismus, Zweckbetrachtung, Unbewusstes, Spiritismus, Okkultismus, Wille zum Leben, Wille zur Macht, — kurz: Mystizismus in allen Formen und Tonarten steht wieder einmal im Mittelpunkt literarischer Erörterung, während logisch-mathematisches Denken, strenger Ordnungssinn, anders ausgedrückt: das Bewußtsein und seine nothwendigen Gebilde, als blasse Schatten und leere Schemen denuncirt werden. Der „letzte Rauch der verdunstenden Realität“ sind in Nietzsches Augen jene allgemeinen Begriffe, die der menschliche Intellekt im Interesse der Selbst- und insbesondere in dem der Artserhaltung zu bilden strebt. Was der Geist als „Ursache an sich“ herausdüstelt, ist in Nietzsches Augen das „Dünnste und Leerste“; denn „die scheinbare Welt ist die einzige, die wahre Welt ist nur hinzugelogen“. „Unsere Sinne lägen überhaupt nicht. Was wir aus ihrem Zeugniß machen, Das legt erst die Lüge hinein, zum Beispiel die Lüge der Einheit, die Lüge der Dinglichkeit, der Substanz, der Dauer u. s. w.“ Die mit Schopenhauer einsetzende Unterschätzung des Logischen wird von Nietzsche auf die Spitze getrieben. Die Vernunft ist ihm nur noch ein grammatisches Vorurtheil. Der Sensualismus kommt wieder obenauf. Nicht Ideen, Gattungen, allgemeine Begriffe, logische Gesetze künden uns die Wahrheit, sondern Empfindungen, Instinkte, Triebe. Der Rominalismus erhebt sich wieder einmal gegen den Realismus. Die Aristipp, die Plato; die Hume und Condillac, die Spinoza, Leibniz und Kant; die Colbe, Feuerbach und Strauß, die Loge, Fechner und Wundt; die Avenarius und Mach, die Renouvier, Dilthey, Cohen, Natorp; die Herbert Spencer, der Erkennner, die Friedrich Nietzsche, der Befenner.

Die Erkenntnißdenker forschen nach den letzten Gründen alles Denkens und Seins, suchen jedes Einzelgeschehen in den großen Weltzusammenhang gesetzmäßig einzuordnen und bevorzugen deshalb kausale Erklärungen, die jede Abbiegung von der ewigen Weltordnung oder Abirrung von der regelrechten Entwicklungslinie ausschließen. Die Befenntnißdenker dagegen fühlen sich nur heimisch in der Welt der Zwecke und Werthe. Ihr Problem heißt nicht:

Erkennen, sondern: Handeln. Mit Nietzsche verlangen sie vom Philosophen, daß er Werthe schaffe; denn sein Erkennen sei ein Schaffen. Der Philosoph ist ihm Beschleuder und Befehlgeber; sein Wille zur Wahrheit ist am letzten Ende Wille zur Macht. Hier sieht man im Philosophen „den nothwendigen Menschen des Morgens und Uebermorgens“, dessen Feind jedesmal das Ideal von heute ist. Zarathustra drückt die Hand auf Jahrtausende wie auf Wachs. Was Rousseau einst gegen Voltaire und die einseitige Verstandeskultur der Aufklärer vorbrachte, führt Nietzsche gegen Straußens Bildungsphilisterium, gegen wissensstolzen Historismus, philologischen Dünkel und Intelligenz-Hochmuth ins Treffen. Wie sich zu allen Zeiten die Mystik gegen die Logik, das Gefühl gegen den Verstand, die Romantik gegen den Rationalismus, der Geist gegen den Buchstaben, das Leben gegen die Theorie, die Persönlichkeit gegen die Gesamtheit, Religion gegen Philosophie, Kunst gegen Wissenschaft auflehnte, so stemmt sich in Nietzsche wieder einmal die Bekenntnißphilosophie der Erkenntnißphilosophie trotzig entgegen.

Der triebhafte Drang zur philosophischen Weltbegreifung, den Kant ein untilgbares metaphysisches Bedürfniß der Menschennatur, Schopenhauer den „Willen zum Erkennen“, Nietzsche den „Willen zur Wahrheit“ oder den „Willen zur Macht“ nennt, ist im Grunde nichts Anderes als: Wille zur Ordnung. Unser Ich, dessen Grundfunktion die Vereinheitlichung des Mannichfachen innerhalb der uns gegebenen Erlebnisse bildet, nöthigt uns zunächst die eigene Einheit auf und borgt sie dann gewissen Erlebnis-Komplexen, die eine Regelmäßigkeit aufweisen, sei es des Neben-, Nach- oder Durcheinander. „Sein“ heißt, vom Standpunkt unserer heutigen Erkenntnistheorie betrachtet, kein Erkennen von absoluten Gegebenheiten, sondern nur ein Erkennen von konstanten Beziehungen innerhalb unserer Erlebnisse. Die Zusammenfassung aller Mannichfaltigkeit zur Einheit des Ich ist eine die Art erhaltende Funktion, der wir die Herrschaft auf unserem Planeten verdanken. Die Erkenntnißdenker beden nun diese festen Beziehungskomplexe auf. Ihr Wille zur Ordnung kommt darin zum Ausdruck, daß sie die ewigen Gleichförmigkeiten im Ablauf unserer Bewußtseinsphänomene in mathematisch-logische Formeln umsetzen. Sie deuten die angenommene Einheit ihres Ich in das Universum hinein. Ihr Ordnungssinn ruht nicht eher, bis alles Naturgeschehen restlos erklärt, also auf oberste Beziehungsgesetze zurückgeführt ist. Deshalb lehnen sie sich instinktiv gegen alle Finalität (End- oder Zweckursachen) in der Natur auf, weil die Zweckbetrachtung ihrem mythologisch-personifizirenden Ursprung nach zwar älter ist als die kausale, aber auch lückenhafter und willkürlicher. Zweckursachen haben noch stark anthropomorphen Beigeschmack; sie generalisiren meist Motive und Handlungen von Menschen, nicht unpersönliche Zustände und konstante Beziehungen des Naturgeschehens.

Anderß die mechanische Kausalität, bei der das Persönlichkeitmoment so weit ausgeschaltet ist, wie es uns Menschen, die wir das Anthropomorphisiren nie bis auf den letzten Rest zu tilgen vermögen, nur irgend möglich ist.

Jetzt versteht man auch, warum Erkenntnißdenker die mechanische Welt-erklärung und die mathematische Methode bevorzugen, während die Bekennnißdenker meist zur teleologischen hinneigen und biologische Argumente ins Feld führen. Jene wollen eben Ordnung in das Sein und Denken, Diese Ordnung in das Handeln deuten; Jene treibt der immanente Ordnungssinn, den wir uns im Kampf ums Dasein als tauglichste Waffe angeeignet haben, zu Naturgesetzen oder, was auf das Selbe hinausläuft, zu ewigen Ideen; Diese drängt das eben so immanente Persönlichkeitsbedürfniß zur Frage nach dem Sinn des Lebens, dem Werth des Daseins und dem Zweck aller Kultur. Die Erkenntnißdenker suchen daher vorwiegend den Zusammenhang des Universums, die Bekennnißdenker den Sinn der menschlichen Kultur zu ergründen; jene forschen nach letzten Kausalserklärungen *sub specie aeternitatis*, diese nach Zwecksetzungen *sub specie vitae*.

Zur Klärung der Geister und zur Beschwichtigung der durch unsere Gefühlphilosophen leidenschaftlich erregten Gemüther brauchen wir dringend eine Psychologie der philosophischen Systembildung. Der immanente Ordnungstrieb der Menschennatur, der das Dasein einer Philosophie als ordnender Begreifung aller Zusammenhänge in Natur und Geist erklärt und eben damit teleologisch rechtfertigt, darf vor der Persönlichkeit der Philosophen selbst nicht Halt machen. Die einzelnen Systeme dürfen nicht mehr als plöbliche Eingebungen, willkürliche Konstruktionen, gleichsam als ausfluchtende Gedankenmeteore oder psychologische „Wunder“, als übernatürliche „Inspirationen“ aufgefaßt werden. Auch für dieses „Wunder“ gilt Spinozas Wort, es sei, wie aller Zufall, ein „*asylum ignorantiae*“. Wir sehen vielmehr das Wunder aller Wunder nur darin, daß es für uns kein Wunder mehr giebt. Wir suchen zu zeigen, wie der Ordnungssinn logisch-mathematisch angelegter Naturen sich im Erkenntnißdenken offenbart, während der Abwechslungstrieb des gefühlsmäßigen Denkens in Fragmenten, Apercus und Aphorismen sich zu entladen pflegt, eben damit aber das Bekennnißdenken zu Tage fördert. Der Nachweis eines festen Rhythmus der philosophischen Systembildung durch Erkenntnißdenker und Bekennnißdenker läßt sich philosophiegeschichtlich führen. Ein umfassender Ueberblick über alle großen Systembildungen zeigt den stetigen Pendelschlag des Gedankens zwischen Nominalismus und Realismus, zwischen Kausalität und Finalität, zwischen Mechanismus und Dynamismus, zwischen Materialismus und Energetik, zwischen Sensualismus und Idealismus. Beobachtet man dieses regelmäßige Hin und Her, so schwindet der Wunderglaube aus der Philosophiegeschichte

und macht der Periodizität philosophischer Systembildungen Platz. Wie jedes Lebewesen das Erzeugniß von Klima und Bodenbeschaffenheit, von Wasser, Luft, Licht und Nahrung, von ererbten Instinkten und erworbenen Anpassungen an die Umgebung ist, so wird eine einstweilen nur als *pium desiderium* vorhandene Willentheorie in der Philosophiegeschichte die einzelnen Philosophen und ihre Systeme aus natürlichen psychologischen Bedingungen abzuleiten suchen. Erst dann kann Hegels Behauptung an den philosophiegeschichtlichen Einzelthatsachen wahr werden: „Nichts ist verloren, alle Prinzipien sind erhalten“; so daß uns die Geschichte der Philosophie nicht mehr als verwirrende Galerie von Willkürlichkeiten, Schrullen und Irrthümern abschrecken, sondern als Pantheon ewiger Gedanken anziehen wird.

Wir erfüllen nur eine unausweichliche Forderung unseres immanenten Ordnungsinnes, wenn wir, wie in Natur und Geist, so auch in Theorien und Systemen der Denker Zusammenhang deuten. Gelingt es uns auch nicht, wie Hegel einst lähn geträumt hat, strenge logische Gesetzmäßigkeit innerhalb der einzelnen Systembildungen lückenlos und ungezwungen aufzudecken, so wollen wir wenigstens einen Anlauf nehmen zur Feststellung von naheliegenden Periodizitäten, zur Registrierung von Rhythmen in den philosophischen Systembildungen. Alle „Gesetze“ sind anfangs ja ganz bescheiden von solchen Gleichförmigkeiten ausgegangen. Alle begannen ihre Laufbahn als beobachtete Regelmäßigkeiten: als Gleichmäßigkeiten im zusammenhängenden Nebeneinander, im Bewegungsrhythmus der Aufeinanderfolge des Geschehens, als Typen, Arten und Sattungen in den übereinstimmenden Lebensäußerungen der organisierten Materie. Haben Naturgesetze die Zweckbestimmung, uns über alles Geschehen um und in uns an der Hand kausaler Erklärungen zu orientiren, so bedarf es einer orientirenden Begleitung für die Welt ewiger Gedanken.

Die hier versuchte Klassifizierung der Systeme nach dem (etwas groben) Grundschema von Erkenntniß- und Bekenntnißkern, von Verstandes- und Gefühlssystemen, und die Ableitung dieses Schemas aus dem zum Zweck der Orientierung im Universum von uns ausgebildeten Ordnungssinn läßt uns vielleicht einen ersten, zaubernden Schritt zu einer Psychologie philosophischer Systembildungen wagen. An großen Gedankendichtungen fehlt es uns wahrlich nicht. Der Erkenntnißdrang sollte sich daher heute weniger darin äußern, daß er sich verleiten läßt, zu tausend vorhandenen Systemen noch eins hinzuzufügen. Vielmehr sollte man auf Grund der philosophiegeschichtlichen Forschung die schon vorhandenen Systeme so zu rubriziren und zu klassifiziren suchen, daß ihre tieferen psychologischen Triebfedern offenbar werden. Heute nur ein bescheidener Anfaß zu solcher Psychologie der Systembildung: stark entwickelter Ordnungssinn bildet Erkennner, stark entwickeltes Temperament und lebhafter Persönlichkeitsdrang prädestiniren zum Bekennner.



Malwida von Meysenbug.

In Leben, reich an wirkender Kraft, fast unerfchöpflich in innerlichster Antheilnahme an allen die Zeit bewegenden Vorgängen, voll opferwilliger Hingebung an ideale Lebenszwecke, hat in der ewigen Stadt seinen Abschluß gefunden: die bekannte Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“, Malwida von Meysenbug, hat ihre müden Glieder — sie war sechsundachtzig Jahre alt — zur ewigen Ruhe gebettet. Ich bin der Verstorbenen sehr früh auf ihren Lebenswegen begegnet, habe mit ihr vielfach persönlich und mündlich und bis in ihre letzten Lebensjahre hinein wenigstens noch brieflich verkehrt und beherberge daher in meinem Gedächtnißschrein von ihr ein Bild, dessen Farben noch heute nicht verblaßt sind.

Als ich mit dem Fräulein von Meysenbug zuerst zusammentraf — es war im Jahre 1851 in der kleinen medlenburgischen Wasseranstalt Stuer —, hatte gerade eine schwere Lebensstunde für sie geschlagen. Der, dem sie ihre Herzensneigung zugewandt hatte, von dem sie sich geliebt glauben durfte, Theodor Althaus, der Sohn des detmolder Superintendenten, ein ungewöhnlich begabter, hochstrebender junger Mann, der die Theologie mit der politischen Publizistik vertauscht hatte, war anderer Anziehungskraft unterlegen. Der Herzensbund hatte sich gelöst, aber die geistigen Beziehungen der beiden eng verbundenen Menschen dauerten fort. Wie schwer die Verstorbene unter diesem Schlage gelitten, hat sie in ihren „Memoiren einer Idealistin“ in lebhaften Farben geschildert. Daß sie dabei dem Sachverhalt wohl nicht ganz unparteiisch gerecht wurde, darf man ihrem Empfinden nachsehen.

Ungefähr um die selbe Zeit hatte sich noch eine tief einschneidende Bewegung in ihrem Leben vollzogen. Ergriffen von der mächtigen freiheitlichen Strömung der Zeit, die religiös und politisch wider das Bestehende anbrannte und in die der Freund die junge Aristokratin eingeführt hatte, trennte sie sich von ihrer Familie, die bei den Anschauungen ihres Standes verharrte. Um eine neue Selbständigkeit zu gewinnen, war sie als leitende Kraft in Fröbels damals gedeihlich sich entwickelnde, später der Reaktion erlegene Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg*) eingetreten. Damit war ihr auch ein ausgedehnter Wirkungskreis in der mit der Hoch-

*) Diese Hochschule zeichnete sich vor allen ähnlichen Instituten (Lyzeen u. s. w.) durch ihre demokratische Grundtendenz aus. Es war ein einzig dastehendes Zusammenwirken geistvoller Männer und begeisterter Frauen, die Alle von dem selben Streben erfaßt waren, durch redliche Bildungsarbeit an sich und Anderen sich zu den höchsten Zielen menschlich vollendetem Daseins durchzuarbeiten, alle Rang- und Standesunterschiede thunlichst hinter sich zu lassen und eine Gemeinschaft der im Geiste Verbundenen zu gründen und unablässig zu pflegen.

schule eng verbundenen, später unterdrückten Freien Gemeinde eröffnet. Doch war dieses Wirken von verhältnißmäßig kurzer Dauer. Als Fräulein von Meysenbug sich zu ihrer Erholung nach Stuer begeben hatte, war das hamburger Unternehmen schon in seinem innersten Kern durch die Maßregeln der Behörde erschüttert; und als sie nach Hamburg zurückkehrte, stand es vor seinem Ende, das bald darauf durch freiwillige Selbstausslösung erfolgte. Mit ihm verschwand auch die Freie Gemeinde und der besonders kräftig entwickelte „Arbeiterbildungsverein“, der von der Regierung als „Eiterbeule der Gesellschaft“ bezeichnet worden war. Die Reaktion machte eben überall reinen Tisch.

Ich traf Fräulein von Meysenbug in Berlin wieder: in tiefer Trauer um den inzwischen einem unheilbaren Leiden erlegenen Jugendfreund. Sie wohnte auf dem Monbijou-Platz in dem eleganten Quartier, das die Romanschriftstellerin Frau von Paalzow ihrer mit Fräulein von Meysenbug befreundeten Pflegetochter hinterlassen hatte. Mir war die eigenthümliche Aufgabe zugefallen, ihren Staatschatz zu verwahren: den ihre Lieblingskorrespondenzen enthaltenden Briefbeutel, von dem sie sich, echt weiblich, nicht zu trennen vermocht hatte, als sie nach Berlin ging. Der Inhalt der Briefe, die zum großen Theil an notorische Häupter der Bewegungspartei gerichtet waren oder von ihnen herstammten und der Agitation dienten, war ganz danach angethan, sie, die ohnehin auf der Liste der verdächtigen Persönlichkeiten stand, in die unangenehmsten Händel zu verwickeln. Um Dem vorzubeugen und eine mögliche Beschlagnahme zu verhindern, wurde der Schatz mir anvertraut, der ich als harmloser angehender junger Student einem Verdacht nicht wohl unterliegen konnte. Das Fräulein war mir an Jahren weit voraus, an Erfahrung, an Talenten und Ausbildung wesentlich überlegen. Dennoch fühlte auch ich eine gewisse Ueberlegenheit ihr gegenüber: ich war kritischer veranlagt. Manches, was sie enthusiastisch ergriff und alsbald zum Stichwort ihres ganzen inneren und äußeren Menschen machte, wollte mir allzu ungeprüft und zweifelhaft erscheinen. Aber wenn hierin ein gewisser intellektueller Abstand zwischen uns waltete, so fühlte ich mich um so mehr von der sittlichen Seite ihres Wesens angezogen. Zwei Charakterzüge, die sie im Leben nie verließen, erweckten schon damals meine Bewunderung: sie bewährte in schweren Lebenslagen stets einen ernst gefaßten und beharrlichen Sinn. Der Verlust ihrer Liebe, die Trennung von Familie und Standesgenossen, das überzeugte Festhalten an einer Partei, deren Schicksal für die nächste Zeit mindestens aussichtslos schien: Das waren schwere Erprobungen ihres inneren Werthes und ihrer Charakterstärke. Bezeichnend für diesen Wesenszug sind die Worte, die sie damals an ihren Bruder, der in Berlin Gesandter war, richtete, als er noch einmal versuchte, sie auf die von ihr verlassenem Wege zurückzuführen.

Nach einer langen Unterredung brach sie in Thränen aus und sagte zum Schluß: „Ich weine, weil ich sehe, daß Ihr unfähig seid, die Toleranz zu üben, die uns allein in der alten Liebe über dem Abgrund retten könnte, den unsere Ansichten zwischen uns gegraben haben. Denn wisse: mein Glück kann ich Euch opfern und meine persönlichen Wünsche, aber nichts wird meine Ueberzeugungen ändern. Ich erkenne mir das Recht zu, solche zu haben, und selbst wenn ich sie ändern wollte, würde ich es nicht können, denn ich kann meine Vernunft nicht zwingen, falsch zu finden, was sie für recht erkennt.“ Die ganze Persönlichkeit der Idealistin spricht aus diesen schlichten Worten.

Bald darauf mehrten sich die Anzeichen einer drohenden politischen Verfolgung. Die Wohnung der jungen Revolutionärin wurde durchsucht, ihre Korrespondenz beschlagnahmt, eine Untersuchungshaft konnte folgen. Um ihr zu entgehen, kürzte sie ihren berliner Aufenthalt ab. Sie kehrte nach Hamburg zurück und ging von dort, dem großen Zug der politischen Flüchtlinge und Emigranten folgend, nach England. Ueber ihren londoner Aufenthalt, der bis 1859 dauerte, hat sie sich ausführlich in den „Memoiren einer Idealistin“ ausgesprochen, die sie zuerst in die literarische Welt einführten und deren Entstehen sie mir im Oktober 1858 aus London meldete. Sie erholte sich damals von angestrengten literarischen Arbeiten auf der Insel Wight und schrieb mir über diese Herbsttage:

„Ich traf es herrlich, denn außer der schönen Natur, außer den stärkenden Wellen hatte sich durch Zufall dort ein reizender Kreis von Bekannten zusammengefunden, unter Anderen auch Bucher, in dessen Artikeln in der Nationalzeitung über die Isle of Wight Sie Anklänge jener Stunden finden werden, die wirklich fast zu sehr sich auf unser individuelles Leben beziehen, um allgemein ganz verständlich zu sein. Da haben wir Seefahrten im Mondenschein gemacht oder bis Mitternacht am Strand gesessen, wenn der breite Silberstrom in den Wellen blinkte, und deutsche und englische Lieder gesungen und geplaudert. Alle Bekannte gingen früher weg als ich und ich blieb noch ein paar herrliche Wochen ganz allein, lag buchstäblich den ganzen Tag am Ufer mit meinem Schreibzeug und Papier und schrieb. Ich will Ihnen auch anvertrauen, was: mein eigenes Leben. Erschrecken Sie nicht über diese Impertinenz! Ich würde es nicht wagen, wenn ich nicht einen allgemeinen Zweck dabei hätte, nämlich: die Entwicklung der Zeit in einem individuellen Rahmen wiederzugeben, den wirklich meine innere Entwicklung bilden mag. Doch sind freilich Schwierigkeiten bei der Publikation, die mich zweifeln machen, ob ich sie schon bald unternehmen darf, weil eben Verhältnisse berührt werden müssen, über die schwer zu sprechen ist. Jedenfalls nenne ich keine Namen und halte das Ganze so, daß man es auch für eine Erzählung nehmen kann.“

In der That erschien das Buch zuerst anonym und, um es noch etwas dichter zu verschleiern, in französischer Sprache. Auch durch die Anknüpfung von Beziehungen zu dem russischen Flüchtling Alexander Herzen wurde die

londoner Zeit von entscheidender Wichtigkeit für die ferneren Schicksale der „Idealistin“. Sie hatte Jahre lang schwer mit den materiellen Verhältnissen zu ringen. „Ich bin keine vornehme Lady“, schrieb sie mir damals, „die willkürlich ihre Zeit zwischen Lesen und Schreiben theilt; als ich meiner Ueberzeugung folgte, brachte ich auch das Opfer, das Ueberzeugungen gewöhnlich erheischen; ich bin eine Proletarierin und arbeite, angestrengt, unausgesezt um mein tägliches Brot. Jetzt thue ichs mit Schreiben und habe dabei schwache Augen und angegriffene Kopfnerven“. Und an einer anderen Stelle: „Wer von Stundengebern lebt wie Kinkel, Althaus und Andere, muß von Morgen bis Abend auf den Beinen sein und oft viele Meilen weit zu den Stunden reisen, die selten mehr als das tägliche Brot bringen.“ Diesen Schwierigkeiten, für die ihre körperlichen Kräfte auf die Länge kaum ausgereicht haben dürften, ward sie entrückt, als sie bei Herzen, dessen Frau gestorben war, die Erziehung seiner verwaisenen Kinder übernahm. Dieses fruchtbare Wirken, das für eine Weile leider unliebsam unterbrochen wurde, sicherte ihr einen dauernden Boden für ihre ferneren Lebensjahre, auch nach Herzens Tode. Einige in den „Memoiren“ mitgetheilte, zwischen ihr und Herzen gewechselte Briefe zeugen für die schöne Intimität ihrer geistigen Beziehungen.

Manche Menschen flieht die Einsamkeit; zu diesen — soll man sagen: bevorzugten? — Sterblichen gehörte Fräulein von Meysenbug. Man staunt über die Fälle von Namen bedeutender Persönlichkeiten, die in die Blätter dieses Lebens eingezeichnet sind. Die alleinstehende, mittellose, von keinem Familieneinfluß gesellschaftlich geförderte Frau hält sich überall im Mittelpunkt der interessantesten Kreise. Wo Anderen der Zutritt erschwert und verwehrt ist, da öffnen sich ihr alle Thüren. So ist es nicht nur in London, wo ja die Zugehörigkeit zur internationalen Emigrantenschaar, der die hervorragendsten Geister angehörten, vielseitige Berührungen wie von selbst entstehen ließ, sondern auch später in Italien, wohin sie übersiedelte, um die Erziehung der jüngsten Tochter Herzens (jetzt Frau Olga Monod) zu vollenden. Waren es in London vor vielen Anderen Kinkel, Herzen, Mazzini, Kossuth, Louis Blanc, Garibaldi, Pulsky, Schurz, Löwe, Orsini, mit denen sie sich intim berührte, so waren es in Italien Ruggiero Bonghi, Giovanni Novelli, Francesco Brioschi, Minghetti, „die zweite Schicht der hervorragenden Männer der italienischen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts, Männer der klugen, berechneten That, der Praxis und des Erfolges.“ Dazu traten aber noch mannichfache Berührungen, die nicht auf oberflächlichen Verkehr beschränkt blieben, mit Liszt, der Fürstin Wittgenstein, Richard Wagner, Nietzsche und dem ganzen Kreis der zu dieser Gruppe gehörigen Personen. Ihre körperlich und geistig ungemein leistungsfähige Konstitution überwand die mit so vielen gesellschaftlichen Beziehungen unvermeidlich verknüpften An-

strebungen. Sie hatte eine echt weibliche Fähigkeit, sich überall zu akklimatisiren; nach einander vermochte sie sich für Feuerbach, Schopenhauer, Wagner, Nießsche zu begeistern und fand leicht die Fäden, die diese verschiedenen Denker und Künstler mit ihrem persönlichen, immer auf das Bedeutende der Erscheinung gerichteten Interesse verknüpften. Neben dieser vielseitigen Aufnahmefähigkeit warb noch ein Anderes ihr aufrichtige und treue Freunde: die große Selbstlosigkeit ihres Wesens, die Reinheit und Treue ihres Empfindens. Sie hatte die ganz selten nur zu findende Eigenschaft, sich an eine Sache hingeben zu können, von der persönliche Vortheile nicht zu erwarten waren. Das war vielleicht der sichtbarste Zug ihres Wesens. Und mit solchen Gaben konnte sie überall unter bedeutenden Menschen Freundschaft gewinnen.

In den langen Jahren, die sie in Italien verlebte, hat sie sich noch vielfach literarisch, auch als Romanschriftstellerin, bethätigt. Ich gehe auf diese Schriften nicht näher ein; ihr Hauptwerth beruht darin, daß sie Bekenntnisschriften eines reichen Gefühllebens edler Weiblichkeit sind. Erwähnenswerth bleibt die sie bezaubernde Fügung, die ihr durch ihren Roman „Phaedra“ die persönliche Bekanntschaft mit einer der ihrigen verwandten Natur, dem inzwischen verstorbenen österreichischen Generalkonsul Alexander von Warsberg, vermittelte. Dem reichen Inhalt dieses ideal verklärten Verhältnisses, das den Spätherbst ihres Lebens schmückte, hat sie einen eigenen Abschnitt in dem zweiten Band ihres „Lebensabend einer Idealistin“ gewidmet. Diese 1898 in zwei Bänden erschienene Schrift nennt sich einen Nachtrag zu den „Memoiren einer Idealistin“, hat aber nicht die Frische der Erstlingschrift. Eine gewisse Weiterschweifigkeit der tagebuchartigen Aufzeichnungen, Gedanken, Aphorismen u. s. w. verräth das Alter der Schriftstellerin. Immerhin ist auch dieses Buch reich an mancherlei interessanten Mittheilungen und von hohem Werth für die näheren Bekannten der seltenen Frau. Eine Tagebuchstelle lautet: „Eben schrieb mir mein alter, zweiundneunzigjähriger Freund über das schmerzliche Ach am Ende des räthselvollen Lebens. Mein schmerzliches Ach wird nur der Einen gelten, in deren Leben mein Scheiden die tiefe Lücke reißt. Sonst freue ich mich des Endes. War es der Zufall, der das bunte Wechselspiel des Daseins veranlaßte, so habe ich ihm getrotzt, indem ich mir ein Ziel vorsetzte und muthig nach einer vernünftigen Ordnung der Lebensaufgabe strebte; und ist im Grunde der Schöpfung ein erhabenes Geheimniß, so habe ich mich vorbereitet, es zu verstehen.“ In dieser sich selbst genügenden Ueberzeugung hat sie ein werthvolles Leben abgeschlossen, das beinahe das höchste Maß menschlicher Daseinsdauer erreichte.

Niederlöhnig.

Dr. Julius Duboc.



Jena oder Sedan?

Wenn ich mich hier gegen einen Theil meiner Kritiker wende, so geschieht es nicht um meiner selbst, sondern um der Sache willen. Als ich den Roman „Jena oder Sedan?“ schrieb, wußte ich natürlich, daß dieses Buch nicht eitel Wohlgefallen erregen werde. Ich habe darin deutlich und scharf auf die Schäden im deutschen Heer hingewiesen, die ich nach reiflichem Erwägen und nach sorgfältigem Studium der rücksichtsvollen Andeutungen in der mir zugänglichen Fachliteratur erkannt hatte. Solcher Tadel findet selten eine freundliche Statt. Doch könnte man meinen, die unendlich vielen Kritiken, die in der Armee von oben nach unten gehalten und ohne jeglichen Widerspruch ertragen werden — ertragen werden müssen —, hätten allmählich abstumpfend gewirkt. Das thun sie auch. Aber dafür wird dann ein Tadel, der nicht aus dem Heer selbst, sondern von außen kommt, dreifach unwillig aufgenommen.

Mein Buch hat in der Presse ungewöhnliche Beachtung und die aller-verschiedenartigsten Urtheile gefunden. Ich schrieb es ausländischer Unkenntniß zu, daß ich in der Daily Mail ein Sozialist genannt wurde. Ich las mit Aufheben der Augen, daß im Gil Blas ein Herr Lang, der, wie ich höre, Lehrer an der Kriegsschule von Saint-Gyr ist, das blindwüthig chauvinistische Meisterstück leistete, alle irgendwie tabeluden Sätze aus dem Zusammenhang zu reißen und in tendenziöser Uebersetzung seinen Lesern vorzureihen.*) Ich freute mich, als ein reblicherer Franzose im Gaulois sagte: C'estait une inspiration noble et patriotique, qui a créé le roman. Ich mußte über die lustige Verwechslung deutscher und norwegischer Zustände lächeln, als im „Morgenbladet“ von Christiania angebliche Rücktrittsabsichten des Kriegsministers von Goshler mit dem Roman in Verbindung gebracht wurden. Aber natürlich mußte mir das Urtheil der deutschen Presse das wichtigste sein. Es lautete nicht weniger verschiedenartig. Daß die jeweilige politische Richtung der Blätter nicht ohne Einfluß auf die Kritiken blieb, konnte mich, bei der Rolle, die die Heereseinrichtungen im politischen Leben spielen, nicht in Erstaunen setzen. Freilich schrieben zum größten Theil Offiziere über das Buch; und Offiziere, auch solche a. D., bleiben, wie immer sie politisch denken mögen, in erster Linie doch stets Offiziere. Selbst diese Fachleute sind sehr getheilter Meinung. Einige stimmten meiner Darstellung kummer- und sorgenvoll zu und gingen auf die Sache ein. Desles von Villencron, der Hauptmann a. D., schmetterte eine frische Husarenansare. Und von der rechten Seite her, von den Konserwativen, kamen harte Anklagen, die mit tendenziöse Wache und Sensationsucht vorwarfen.

So weit diese Vorwürfe mich oder den romanhaften Theil meiner Arbeit treffen sollen, nehme ich sie geduldig auf meinen breiten Rücken. Freilich: ganz und gar ohne Tendenz wird kaum irgend ein Zeitroman sein, falls er nicht von vorn herein dem für seine Art notwendigen Nebenanspruch aufgibt, ein kultur-

*) Wie er verfährt, mag ein einziges Beispiel zeigen. Im Roman singt ein Lieutenant nach dem Liebesmahl das schmachtende „Behüt' Dich Gott“ aus Neflers „Trompeter von Säckingen“. Das nennt Herr Lang: „chanter des obscénités“! Auf diesem Weg ist viel zu erreichen.

geschichtliches Theildokument zu liefern. Und Sensation? Niemand kann mir bestreiten, daß die geschilderten Vorgänge im Getriebe unseres Heeres recht gut möglich sind. Diese kleinen Tragödien der Unteroffiziere und Mannschaften bringen selten bis zu den Ohren der Vorgesetzten; ein scharfes Auge aber sieht sie unter der glatten Oberfläche des regelmäßigen Dienstes entstehen. Für Kinder habe ich nicht geschrieben; und wenn man mir vorwirft, daß in meinem Buch Geschlechtskrankheiten erwähnt werden, so antworte ich mit dem Wunsch, daß sie recht bald aus der Armee verschwinden mögen. Mein Ziel konnte nur sein, im Rahmen des typisch Möglichen wahrscheinlich zu bleiben. Im Uebrigen mag man den Roman nach Herzenslust tadeln. Wenn sich die Vorwürfe tendenziöser oder sensationeller Verzerrung aber gegen das Sachliche meines Buches richten, muß ich mich wehren, — um der Sache willen.

Die beiden Hauptschäden, an denen meines Erachtens das deutsche Heer leidet, hängen eng zusammen. Ein Satz im Roman lautet: „Mit blinden Augen ging dieses Heer, dem die überzeugte Begeisterung für einen Kampf mehr und mehr mangelte, das immer weniger zum Krieg, immer mehr zur Parade erzogen wurde, seinem Verderben entgegen.“ Das will sagen: der heutige militärische Dienstbetrieb vermag die Mannschaften nicht zu einem überzeugten Patriotismus zu erziehen; in der Sorge für unwichtige Keußerlichkeiten, die noch dazu den Dienst verleben, wird in der Friedensausbildung der einzig vernünftige Zweck der ganzen Einrichtung, die Vorbereitung für den Krieg, vernachlässigt.

Wer nur von dem Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen spricht, sagt nicht genug, bringt immerhin aber schon einen Beweis. Denn dieses reizende Wachstum ist nicht so sehr aus dem Abschwenken älterer Wähler zur Sozialdemokratie als daraus zu erklären, daß von der alljährlich wahlmündig werdenden Bevölkerungsquote ein immer größerer Prozentsatz von vorn herein der antipatriotischen Partei angehört. Länger als drei oder höchstens vier Jahre hält also der — im besten Fall — beim Militär erzogene Patriotismus nicht die Farbe. Insbesondere läßt sich aber aus der zunehmenden Verbreitung der Sozialdemokratie in den ländlichen Bezirken ohne Zwang folgern, daß nicht einmal die von Hause mitgebrachten patriotischen Eigenschaften des ländlichen Erbes sorgsam bewahrt werden; und von einem dauernden Einfluß auf die unsicheren Kantontenisten des industriellen Erbes ist schon gar keine Rede. Ich gebe zu, daß diese Beweisführung mancherlei Modifikationen unterliegt und daß gerade hier ein Hauptgebrechen unserer Zeit, der Mangel an Voraussetzungen eines freiwilligen, vernünftigen Patriotismus, mitwirkt: im Kern aber halte ich sie für aufrecht. Die Behauptung eines meiner Kritiker, auch „die verrufensten Berliner Sozi würden in Rönigsberg oder Bromberg stramme Soldaten“, beweist nichts dagegen. Daß die in ihren Ueberweisungspapieren als Sozialdemokraten gekennzeichneten Rekruten meist sehr tüchtige Soldaten werden und nach ihren dienstlichen Leistungen oft vor anderen befördert zu werden verdienen, ist bekannt; möglich auch, daß sich eine gewisse Eitelkeit auf ihre Uniform bei ihnen einstellt: stramme Sozialdemokraten bleiben sie darum doch. Denn der geistige Entwicklungsgang eines zwanzigjährigen Industriearbeiters ist, wie der wirtschaftliche, beim Eintritt in das Heer in der Hauptsache abgeschlossen.

Der zweite Vorwurf, den ich gegen den heutigen Dienstbetrieb erhebe

— zu viel Drill, zu viel Parade —, ist mehr technisch-militärischer Art. Da ich nicht Offizier war, könnte meine Ansicht hier unmaßgeblich scheinen, wenn mir meine Kritiker nicht selbst den Befähigungsnachweis für meine Anklage erteilten. Sie sollen mir widerwillig und mit einem gewissen Ingrimm das Lob, ein scharfer Beobachter zu sein; in manchen Urtheilen drückt sich sogar ein ungläubiges Staunen darüber aus, daß Jemand, ohne Offizier gewesen zu sein, sich so in den fremden Stoff hineingearbeitet habe; und die größte Genugthuung war mir, daß ein aktiver Major als der Verfasser meines Buches genannt wurde. Öffentlich hat der Verdacht seinem Avancement nicht geschadet. Nach Alledem darf ich wohl behaupten, daß ich nicht ganz ohne Sachkenntniß geredet habe.

Eine Verurtheilung des Drills in Bausch und Bogen wird sich schwer aus meinem Buche nachweisen lassen. Im Gegentheil: die von mir geschilderten Kanoniere der Batterie Wegstetten ertragen ihn recht willig und haben nichts dawider zu murren, so lange er in vernünftigen Grenzen bleibt. Erst als sie eine übertriebene, dem Buchstaben nach richtige, dem Sinne nach aber verkehrte Handhabung des Drills erleben, ändert sich ihre Gesinnung. Und über dieses Uebermaß von Drill, das noch greller natürlich bei der Infanterie hervortritt, sind all meine Kritiker, mit einer einzigen Ausnahme, der selben Meinung wie ich. Sie sprechen zwar auch in dieser Beziehung von tendenziösen Schilderungen, geben dann aber mehr oder weniger offen zu, durch Uebertreiben des Drilles und durch Paradesexerei werde arg gekündigt. An manchen Stellen wurden sehr ernste Klagen darüber laut. Ein alter Offizier sagte in der „Deutschen Zeitung“: „Jeder Compagniechef wird zugeben, daß unsere Ausbildung nicht gründlich genug für die Kriegsaufgaben ist; ihm wird nicht genug Zeit gelassen.“ Und das Schlimmste ist, daß Urtheile wie dieses, das sicherlich nach schwerem inneren Kampf und bei dieser Gelegenheit nicht zum ersten Male abgegeben wurde, ohne Echo verhallen, daß auch die Warnungen gewichtiger Autoritäten in den Fachblättern ungehört bleiben. Immer größer muß deshalb die Zahl der Warner werden, immer lauter muß die Klage klingen, damit das Uebel nicht den ganzen Organismus zerstört. Was in den Fachschriften richtig ist, kann weder durch populäre Darstellung noch durch unbequeme Folgerungen grundfalsch werden. Und wer mir eine „unvernünftig niederreichende Tendenz“ vorwirft, hat — vielleicht gern — übersehen, daß ich den Weg zur Besserung zeige.

Vor Allem ist eine ernstere Auffassung des Offizierberufes anzustreben. In währendem Frieden ist der Offizier nicht im Stande, seinen eigentlichen Beruf ernsthaft zu betheiligen; er soll sich darüber hinwegzusetzen suchen in dem Bewußtsein, nach Treitschkes gutem Wort „ein Erzieher seines Volkes“ zu sein. Für dieses verantwortungsvolle Amt kann ihn würdig nur eine Vorbildung rüsten, die sich von Engherzigkeit und Vorurtheilen völlig frei hält. Ehe der Aspirant den Subalternoffizierdienst antritt, muß er die Leute, die er fürs Vaterland heranzubilden soll, gründlich kennen lernen; nur dann kann er Einfluß auf sie üben. Es schadet ihm nicht, wenn er damit allein ein Jahr zubringt, wenn er gezwungen ist, in diesem Zeitraum, langsam bis zum Fährstrang vorrückend, die Anschauung- und Gefühlswelt der künftigen Untergebenen aus nächster Nähe, selbst mitten unter ihnen wohnend, eingehend zu studiren. Er wird dann nicht nur immer noch jung genug die Stellung erreichen, die ihm so hohe Ehren bringt —

allzu jugendliche Offiziere sind ohnehin oft das heimliche Gespött der Mannschaften —, sondern auch unendlich viel reifer sein, als ihn etwa noch ein weiteres Jahr Schulerziehung machen könnte. Und noch ein Vortheil: die Offiziere aus Sport oder Laune wird die Scheu vor solcher strapaziösen Laufbahn dem Heer fernhalten. Der preussische Lieutenant, den uns Niemand nachmachen konnte, hatte früher eine relativ leichte Aufgabe; im Wesentlichen kam darauf an, daß er seinen Zug richtig führte. Die Mannschaften kamen als gute Preußen zur Fahne und wurden als gute Preußen zur Reserve entlassen. Deutzutage ist die Aufgabe höllisch schwer geworden. Aber die Ausrüstung des jungen Offiziers für seinen Beruf ist unveränderlich geblieben, genau so dürftig, wie sie war.

Weniger Drill, weniger Paraden, mehr Ausbildung für den Krieg: Das ist schon sehr oft geheißt worden. Der Kriegsminister meinte, die Parade sei der Prüfstein für die gleichmäßige Ausbildung aller Truppentheile. Nun, bei einer Parade kann ein böshafter Zufall die glänzendste Truppe in den schlechtesten Ruf bringen; und welcher Unterschied zwischen den Paraden der Fußtruppen und denen der berittenen Truppentheile! Sind nicht die Schießergebnisse eher zum Prüfstein geeignet? An manchen hohen Stellen des Heeres scheint das Gefühl der Verantwortung abgeschwächt zu sein. — Wie wollen sich, zum Beispiel, die Schiedsrichter, die in den großen Manövern die vielbesprochenen Kavallerieattachen als gelungen bezeichneten, verhalten, wenn ihr oberster Kriegsherr im Ernstfall anordnet, was er im Manöver, also unter „möglichster Annäherung an Kriegsverhältnisse“, als erfolgreich erprobt hat? Werden sie es machen wie Seydlitz bei Kunersdorf? Der gab einer Unüberlegtheit des momentan erschlafften Venies nach, — und die Schlacht wurde verloren. Werden sie es wie General Negow machen, der sich kurz vor dem Ueberfall bei Hochkirch arretiren ließ, um nicht einen unmöglichen Angriff ausführen zu müssen? Arretirte Generale mühen dem Heer nicht mehr. Oder will man mit einem Kompromiß versuchen und die höheren Kommandostellen all den Reibungen aussetzen, deren Gefahr schon im Generalstabswerk über den großen Krieg zu spüren ist? Müßlicher dünkt mich, so lange es Zeit ist, die Wahrheit zu sagen.

Auch ohne übermäßigen Drill ist es möglich, eine Truppe in der Stunde der Gefahr zusammenzuhalten. Das haben die Bayern, über deren minderwerthigen Drill und allzu gemüthlichen Dienstbetrieb vor 1870 mancher preussische Offizier lächelte, auf dem Rückzug von Orleans bewiesen. Prachtvoll hat das Corps Von der Tann in dieser wahrlich nicht ungefährlichen Lage zusammengehalten. Und niemals im ganzen Feldzug ist von den Franzosen eine heldenmüthigere Offensivschlacht gekämpft worden als bei Beaune, wo das zusammengeraffte Aufgebot der Republik, die südfranzösischen Marschbataillone und Mobilen vom Morgen bis zur Nacht im vergeblichen Ansturm gegen den Friedhof nicht ermüdeten. Das geschah freilich in einer Zeit, wo auf beiden Seiten das patriotische Empfinden bis zum Gipfelpunkt gesteigert war. Soll vielleicht jetzt der übertriebene Drill den weichenden Patriotismus ersetzen? Das wird kein Vernünftiger für möglich halten.

Es hat keinen Zweck, vorhandene Schäden abzuleugnen oder zu verbergen. Hat mein Buch sie erkennen gelehrt, so werden sich auch die Mittel zur Beseitigung finden. Und dann will ich zufrieden sein.



Selbstanzeigen.

Die Bekämpfung der Landstreicherei. Darstellung und Kritik der Wege, die zur Beseitigung der Wanderbettelei führen. Stuttgart, 1903. Verlag Robert Lutz. 5 Mark.

Durch Gorkis Erzählungen und sein Drama „Nachtschl“ haben Viele ein gewisses Interesse an den Menschen gewonnen, die in der Tiefe leben. Allerdings schilderte Gorki nur russische Verhältnisse, nur russische Menschen. Ich selbst begann schon vor sieben Jahren, mich mit den deutschen Landstreichern und Verkommenen zu beschäftigen. Mich interessierten sie nicht nur als Material für den Dichter. Es ist ja sehr hübsch, wenn man sein Mitgefühl poetisch ausklingen läßt und sogar noch Andere zum Mitfühlen zwingt. Aber das bloße Mitfühlen ist gerade nichts, womit man Schwachen und Geschwächten helfen kann. Es kommt darauf an, den Menschen wirklich zu helfen, im Nachtschl ein Pilger Luka zu sein. Ich fragte also: Wie kann man denen da unten helfen? Wie kann man sie heilen? Denn ich hatte bald gesehen, daß da allerlei Kranke neben Gesunden umherliegen. So betrachtete ich alle Anstalten und Fürsorgemittel: nicht als Parteimann, auch nicht als Missionar, der nur die „christlichen“ Unternehmungen kennt. Sondern ich fragte, was wirklich nötig sei und nützlich sein könne. Manches Wort, das ich sage, mag hart erscheinen. Aber ich habe Alles selbst in seiner Wirkung empfunden; ich habe selbst die Landstraßen abgetipelt, ehe ich anfang, meine Geschichten zu schreiben. Meine vor drei Jahren erschienenen „Sagabanden“ zeugen dafür. Der Kranke aber sieht ein Mittel anders an als der Arzt. Besonders in diesem Fall, wo die Kranken nie nach ihrem Leiden, ihren Wünschen gefragt, sondern ihnen einfach bittere Arzneien aufgedrängt wurden. Die Stimme dieser Kranken fehlte bisher, ihre Meinung, was ihnen helfen könne, war unbekannt. Diese Stimme soll in meinem neuen Buch sein; und dazu die sich ergebende Diagnose und alle bisher angewandten und angerathenen Heilmittel. So wendet das Buch sich an Alle, die von Berufs wegen mit dem Wanderleben zu thun haben: an Bürgermeister, Pastoren, Justizbeamte, Verwaltungsbeamte höheren und niederen Grades, an die Organe der Gewerkschaften und Wohlthätigkeitsvereine, an Politiker und Gemeindevorsteher, doch auch an Jeden, dem irgendwann einmal ein Mensch die offene Hand hinhielt. Wer aber ist noch nicht von einem armen Reisenden angesprochen worden?

Großlichterfelde.

Hans Ostwald.

Latein und Deutsch. Ein Beitrag zum zeitgemäßen Ausbau höherer Lehranstalten. Verlag von H. Hildebrandt, Stolp i. P. Preis Mark 1,50.

Gestützt auf eine mehr als vierzigjährige Erfahrung im lateinischen und deutschen Unterricht, prüfe ich zunächst eingehend die römische Literatur in ihren Vorbedingungen, ihren einzelnen Schriftstellern und Werken (Cornelius, Caesar, Sallust, Livius, Tacitus, Cicero, Ovid, Vergil, Elegiker, Horaz, Dramatiker) und suche, unparteiisch abwägend, nachzuweisen, daß sie mit wenigen Ausnahmen minderwertig ist, daß demnach die heute übliche ausgedehnte Beschäftigung mit

ihr sich nicht mehr rechtfertigen läßt. Nur für die formale Bildung hat das Latein noch einen gewissen — auch nicht unersehblichen — Werth. Deshalb empfehle ich eine Beschränkung des lateinischen Unterrichtes unter Herabsetzung der Stundenzahl. Damit würde zugleich für das besonders im Gymnasium immer noch stiefmütterlich behandelte Deutsch der Raum gewonnen, der für die wichtigste Zeit- aufgabe der höheren Schulen, die Pflege deutscher Sprache und Gesinnung, durchaus erforderlich ist. Demnach behandelt der zweite Theil meiner Schrift den deutschen Unterricht, mit Ausblicken auf Rechtschreibung, Grammatik, Pflege des mündlichen Ausdrucks, Aufsätze, Lecture der Hauptwerke deutscher Dichtung.

Stolz.



Professor Albert Heinze.

Goethe. Brustbild-Portrait. Kunstverlag von G. Heuer & Kirmse, Berlin-Halenfee. Preis 3 und 10 Mark, in Motivrahmen das Doppelte.

Das in meinem Kunstverlag erschienene Bildniß ist eine auf China-Papier gedruckte Kupferätzung (Photogravure) nach dem Kopf des wiener Goethe-Denkmal von Edmund Hellmer. Die Vorlage lieferte der Künstler selbst, und wie mit gewichtige Stimmen, darunter die des Direktors des weimarischen Goethe-Museums, Wilhelm Raabe und Björnsons, bezeugten, hat das Kunstblatt als solches ganz außergewöhnlich ansprechende Qualitäten. Björnson schrieb schlichtweg: „Das ist ja großartig meisterhaft!“ Das Bild zeigt in scharfem Profil und wirksamer Beleuchtung den alternden Goethe. Der hohe Ernst des Ganzen, die prachtvoll gemeißelte Stirn, die edle Nase, der schön geschnittene Mund und das energische Kinn zeigen einen Geistesadel, den man bei wenigen Goethebildnissen im selben Grade findet. So wird jeder Kunstfreund an Hellmers Goethe nicht geringere Freude haben als an dem früher in meinem Verlag erschienenen Bismarck-Brustbilde nach Franz von Lenbach; denn Hellmers Schöpfung entspricht in idealster Weise der Auffassung, die wir Alle von Goethe als der gedächten und unübersehbaren deutschen Erscheinung im Herzen tragen.

Halenfee.



Otto Kirmse.

Der bewußte Wille in der Weltgeschichte. Skizze zu einem Buch. Leipzig, 1903, Hermann Seemann Nachfolger.

Wenn wir bei Beginn dieser schnellen Wanderung durch die Weltgeschichte kein Ziel sehen konnten, sondern nur dunkle Absichten spürten, so fing doch beim Ausgang des vorigen Jahrhunderts das Ziel, der Zweck, die Absicht durchzuschimmern an. Alle Völker der Erde traten in nähere Verbindung mit einander, die Völker schlossen sich in großen gemeinsamen Interessen zusammen, das Ungleichartige in Bildung, Herkunft und Sitte wurde ausgeglichen, ein Streben nach Homogenität, Gleichförmigkeit offenbarte sich auf allen Gebieten. Hatte doch so Herbert Spencer Gang und Ziel der Entwicklung angegeben: vom Heterogenen zum Homogenen; und dieses Streben ist es ja, das der Sozialismus entdeckt und dem er bewußt zu folgen suchen will. Aber Entwicklung, Vorwärtsbewegung, kann nur auf gegenseitige Wechselwirkung widersprechender Kräfte folgen; und wir sehen, daß alles bewußte Streben der Menschheit, selbst Homogenes zu schaffen, gescheitert ist. Es sieht aus, als habe der Geist der Geschichte die Universalmonarchien und Universalreligionen der Sterblichen ge-

hakt; und dennoch zeigt sich, daß Dies gerade das Ziel der Entwicklung war. Nicht über das Ziel also, sondern über die Mittel war man uneinig.

Man fragt sich doch mit Recht: wenn ganz Europa (außer Rußland) einmal eine christliche Gemeinde unter einem geistlichen Vater, dem Papst in Rom, bildete, wozu geschah die Entzweiung durch die protestantischen Kirchen? Die Papstmacht war ja zu ihrer Zeit ein ausgezeichnetes Gegengewicht gegen die Kaisermacht und besaß deshalb eine schöne Berechtigung; trotzdem fiel sie aus der Geschichte der Nordgermanen fort. Karl V. hatte eine Universalmonarchie für ganz Europa im Sinn, Heinrich IV. wollte das Selbe und Napoleon hatte die Idee verwirklicht, aber jedesmal löste sich das begonnene Werk. Der Eine sammelt, der Andere sondert und umgekehrt; aber bei jeder Rückkehr zum Alten ist etwas Neues hinzugekommen. Diese Arbeit erinnert sehr an die chemische Analyse, bei der man eine Lösung fällt und dann die Fällung löst, um wieder zu fällen; in beiden Fällen weiß man gleich wenig über den Vorgang, denn nur die Resultate bekommt man zu sehen. Aber dieses Geheimnisvolle im Weltprozeß, das wir nicht erklären können, dieses unbewußte Streben des Menschen ohne die Kenntniß des Zieles, aber im Dienst des bewußten Willens, ist, was ich Mystik genannt habe, was ja der Name für alles — bis auf Weiteres oder für immer — Unerklärliche ist. Es ist uns unerklärlich gewesen, daß von zwei entgegengesetzten Ansichten alle beide Recht hatten, denn unsere begrenzte Vernunft war es, die die falschen Gegensätze aufstellte; es war uns unerklärlich, daß es viele Religionen geben mußte, da es nur einen Gott gab, denn wir können weder Religion noch Gott exakt definiren; es ist uns noch unbegreiflich, warum den Mittelmeervölkern die Rolle beschieden wurde, die Welt zu civilisiren und zu theilen; wir ahnen nicht, warum Christus mit Zeus ein Ende machen und warum in Europa das Christenthum auf die Antike folgen mußte; aber das Faktum können wir nicht leugnen: daß es die Kathedrale war, die in Europa auf dem griechischen Tempel gebaut wurde, und nicht die Synagoge oder die Moschee. Wir sahen Staaten entstehen, mit Mühe und unter Kampf sich entwickeln und dann ganz schnell zu Grunde gehen, ohne daß wir den Sinn begreifen konnten. Wir sahen große Geister hervortreten, mit dem Veruf, neue Wahrheiten zu verkünden. Nach Kampf und Noth siegte die Wahrheit, um von der nächsten Generation widerlegt und aufgehoben zu werden. Das Menschengeschlecht wanderte in Wästen zwischen Ruinen umher, ohne zu wissen, wohin die Reise gehe. Viele waren Wegweiser, aber das Ziel wußte Niemand. Einer glaubte, das Morgenland zu entdecken, als er nach Westen fuhr; Andere meinten, ihre Macht zu stützen, als sie sie untergruben; ein Mann des Geistes war gewiß, daß er eine neue Religion gründete, als er einen neuen Staat gründete. Die Sterblichen handelten unbewußt und ohne Kenntniß des Zieles, aber ein bewußter Wille benutzte alle widersprechenden Kräfte, den Höhenflug des Gedankens und das Erdstreben der Materie, das Gute und das Böse, die Selbstsucht und die Aufopferung, die Sonderung und die Sammlung; manchmal zeigte sich das Ziel im Gesichtskreis, verschwand wieder und tauchte dann von Neuem auf. Daß die Menschen nicht wissen, was sie thun, ist ihre Entschuldigung, sollte sie aber auch einsehen lehren, daß sie Werkzeuge in der Hand Eines sind, dessen Absichten sie nicht verstehen können, der aber ihr Bestes will.

Man hat lange geglaubt, entdeckt zu haben, daß der Gang der Geschichte von gewissen Gesetzen regirt wird, die den in den Reichen der Natur herrschenden gleichen. Man hat in der Geschichte Spuren des physischen Gleichgewichtsgesetzes bemerkt (europäisches Gleichgewicht), der Attraktionskraft (Neigung größerer Staaten, die kleineren zu assimiliren), der Wahlverwandtschaft, der Substitution und so weiter. Und der organischen Welt hat man die Begriffe Zellentheilung, Segmentirung, Kampf, Auslese und ähnliche entlehnt. Aber der Gang der Geschichte zeigt eine solche Vereinigung von Freiheit und Zwang, daß man auf der einen Seite die Freiheit des menschlichen Willens bis zu einem gewissen Grade anerkennen, auf der anderen Seite das Dasein einer Nothwendigkeit zugeben muß, die nach den Umständen das Streben des Einzelnen begrenzt und die die Synthese ausführt. Der große Synthetiker, der die Gegensätze vereint, die Widersprüche löst, das Gleichgewicht aufrechterhält, ist kein Mensch und kann nichts Anderes sein als der unsichtbare Gesetzgeber, der in Freiheit Gesetze nach veränderten Verhältnissen ändert: der Schöpfer, der Auflöser und Aufrechterhalter, — er mag genannt werden, wie man will!

Stockholm, im Frühling 1903.

August-Strindberg.



Die Bagdad-Bahn.

Im siebenundzwanzigsten November 1892 kaufte der erste Zug der Anatolischen Bahn in die Station Angora. Fast vier Jahre vorher war zwischen der türkischen Regierung und dem Vertreter der Deutschen Bank der Vertrag geschlossen worden, der einen der Schlüssel zu Asiens Pforten in deutsche Hände legte. Man nannte das neue Unternehmen damals kurz die Angora-Bahn und im großen Publikum glaubte wohl Niemand, daß es sich hier um ein weltbewegendes Projekt handle. Aus den Akten der Deutschen Bank wäre vielleicht festzustellen, wie sich im Kopf Georgs von Siemens, der den anatolischen Plan erfunden hatte, die Entwicklung der Linie malte. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß auch zu diesem Bahnprojekt, wie zu anderen, ihn zunächst der Ausblick nach neuen finanziellen Vortheilen angeregt hat; ganz sicher hat er bald aber erkannt, daß die Fortführung der Linie über Angora hinaus denn doch ungleich höhere Bedeutung habe als der Bau der Northern-Bahn und all der vielen kleinen und großen, rentablen und unrentablen Linien, die er diesseits und jenseits vom großen Wasser im Lauf langen Wirkens von eifrigen Konkurrenzbanken eröffnen sah. Seiner Klugheit ist zuzutrauen, daß er schon beim ersten Spatenstich wußte: nie vorher hat sich die Deutsche Bank so stark engagirt wie bei der Angoralinie, deren Weiterführung das eigenste Interesse der Bahn gebietet. Doch Siemens selbst wußte wohl nicht, wann es gelingen könne, den ganzen Riesensplan zu verwirklichen. Oft hat man uns erzählt, dieser Bankdirektor sei überschätzt worden; manche der Eigenschaften, die zum Wesen des großen Finanzmannes gehören, hätten ihm gefehlt. Mag sein; jedenfalls hatte er eine Haupteigenschaft der großen Strategen: er konnte warten. In seiner burschikosen Weise pflegte er zu sagen: „Für den Kaufmann ist der Körpertheil, den man nicht gern nennt,

sehr wichtig; er braucht ihn, um sich auf faule Geschäfte so lange zu setzen, bis sie gut werden.“ Für die Wahrheit dieses Wortes war er selbst das beste Beispiel. Er hat auf der Nordhern-Pacific-Bahn gesehen, die wiener Engagements lange bebrütet und bis zu seinem Tode auf die zur Weiterführung der Anatolischen Bahn günstige Stunde gewartet. Die Trace der Bahn wirkt, so wie sie jetzt aussieht, mit der gemeinsamen Strecke von Haidar Pascha nach Eskishehr und den Verzweigungen nach Angora und Konia, schon auf der Landkarte wie ein Torso. Sie endet im anatolischen Binnenland; man denkt an einen früher schiffbaren Fluß, der plötzlich im Wüstenand versickert. Auch so hat die Bahn schon Bedeutung; der Geschäftsbericht lehrt, daß sie bereits mehr als $1\frac{1}{4}$ Millionen Menschen befördert und Güter aller Art an den Bosphorus transportirt hat. Immerhin ist es eine wesentlich lokale Bedeutung, eben die eines Schienenstranges, auf dem Getreide aus den zu neuem Leben erweckten anatolischen Gefilden nach Europa gebracht wird. Das ungeheure Hinterland bleibt uneröffnet. Wie Moses von des Horebs Höhe das Gelobte Land sah, ohne es doch betreten zu können, so weisen auch die beiden Linien der Anatolischen Bahn nur dahin, wo ihr Kanaan liegt; über Angora und Konia kommen die Lokomotiven nicht hinaus, — und gerade dort erst begönne ihre Hauptaufgabe. Das Endziel des ganzen Projektes kann ja nur die Herstellung einer Verbindung zwischen dem Bosphorus und dem Persischen Meerbusen sein. Bis man aber daran denken konnte, dieses Ziel zu erreichen, mußte man geduldig warten; denn in dem Augenblick, wo die Bahn über ihre mehr lokale Bedeutung hinauswuchs, war mit politischen Nachfaktoren zu rechnen. Natürlich entstand ein heißer Wettkampf; in Konstantinopel stritt der Rubel wider die Guinee, der Franc gegen die Mark.

Zunächst mußte Deutschland bei der Hohen Pforte ins Vordertreffen gebracht werden. Die Deutsche Bank hatte mächtige Verbündete. Siemens übernahm Reichsanleihen, frühstüchte beim Kaiser und galt Vielen als Ministerkandidat. Für Orden und Titel hatte der Kluge sein Leben lang nie geschwärmt; sollte er sich plötzlich zum Hoffstranzenthum bekehrt haben? Nein. Er dachte an Anatolien. Und seine Rechnung war richtig. Von der Orientreise brachte der Kaiser der Deutschen Bank den Hasen von Haidar Pascha als Geschenk mit. Noch wichtiger war aber, daß Wilhelm der Zweite seitdem der eifrigste Agitator für die große deutsche Orientbahn wurde. Wahrscheinlich wäre schon damals eine schnelle Weiterführung der Linie zu erreichen gewesen. Im August 1900 — die Konzession war schon im Dezember 1899 den deutschen Bewerbern erteilt worden und man hatte sich nur noch über die Trace und die finanziellen Einzelheiten zu verständigen — empfahl der Kaiser in einer Depesche dem Sultan, den Bau der Bagdad-Bahn zu beschleunigen. Der erste der deutschen Bundesfürsten liebt ja die schnellen Tempi. Doch Siemens und seine Nachfolger blieben geduldig, auch als die Verlockung zu raschem Vorgehen sehr stark wurde. Der Orient war in Deutschland nämlich inzwischen Mode geworden. Der Admiral Hollmann, dem von der Vorsehung die Aufgabe gestellt scheint, zwischen den lange getrennten Welten des berliner Hofes und der Industrie Verbindungswege zu schaffen, ließ, als Präsident der Orientgesellschaft, Herrn Deligisch Vorträge halten, Hammurabis Weisheit wurde citirt und die Erinnerung an die uralte Kultur heraufbeschworen, über deren einstigen Schauplatz die Gleise der Bagdadbahn hinführen sollten. Vorn heuchelten gelangweilte Hof-

hargen und geärgerte Hosprediger liebevolles Interesse; hinter ihnen horchte Alles, was immer dabei sein möchte, wenn in Bildung gemacht wird, scheinbar gespannt auf Deligischs Rede; ganz hinten aber, in einem stillen Winkel, rieben die Direktoren der Deutschen Bank sich vergnügt die Hände: diese großartige Orienteklamme mußte den Obligationen der neuen Bahn ja Käufer in Menge herbeilocken. Das nennt man: Glück haben. Fast wars des Segens schon allzu viel. Die Gegenden, die von dem Strang der Bagdad Bahn durchquert werden sollten, rufen ohnehin ja schon Namen von suggestivem Klang ins Gedächtniß. Die Minarets von Bagdad und Basra leuchteten in unsere Kinderträume hinein und sind uns vertraut, seit wir mit heißer Stirn Harun al Raschid, den Großen Kalifen, begleiteten, wenn er verummumt seine Unterthanen belauschte. Später, als wir nicht mehr in kindlicher Ehrfurcht Haremsweiber anbeteten, hörten wir von Hannibal; nicht gerade viel, denn der Mann ist engherzigen Schulmeistern zu groß und zu wild, aber wir erfuhren doch, daß er auf einsamer Bergeshöhe bei Dakibyra zur letzten Ruhe bestattet wurde. Und wenn wir als Studenten vom Lamm zu Ninive sangen, wo das bare Geld des Zehnpfellers von Usaklon draufging, umwehte uns im Spott noch ein Hauch asiatischer Kultur. Babylon, Mesopotamien: solche Namen lösten eine Fülle bunter Vorstellungen in uns aus. Und solche Assoziationen tragen dazu bei, Pläne, um die sich sonst kein Mensch kümmern würde, populär zu machen. Wir haben griechische Anleihen gekauft, weil wir Leonidas und Perikles liebten, und wir werden Bagdad-Obligationen kaufen, weil . . . ja, weil wir eben „alte Schlösser und Basalte haben.“

Auch moderner Sinn muß freilich den weitausschauenden Plan bewundern. Gelingt es wirklich, den Bosporus da zu überbrücken, wo vor einem Vierteljahrtausend Dareios mit seinen Persern über des Mandrokles kunstvolle Brücke schritt, dann führt ein Landweg von Kalkutta nach dem Atlantischen Ozean. Denn die Schienenstraße zwischen Haidarabad, Beludschistan, Basra wird über kurz oder lang ja sicher gebaut; und auch für die Zeit, wo man von Bombay noch zu Schiff durch den Persischen Meerbusen nach Basra fahren muß, wäre immerhin schon ein neuer Handelsweg eröffnet. Doch diese Ideenverbindungen schufen natürlich auch politische Schwierigkeiten. Rußland, das fürchten mußte, um die Frucht hundertjährigen zähen Mühens geprellt zu werden, und das, wegen seiner Wirtschaftschwäche, noch nicht wagen darf, mit den Waffen um die Vorherrschaft in Asien zu fechten, versuchte, zunächst einmal Persien zu umgarnen. England, das sich auch bedroht fühlte — denn was nützt ihm die Herrschaft über den Indischen Ozean, wenn die mit deutschem Kapital gebaute Bahn die Fahrt durchs Rothe Meer unnötig macht? — schürte in Afghanistan sein Feuerchen und schien entschlossen, Alles aufzubieten, um die Bedeutung von Bixaltar und Suez für die Kontrolle des Weltverkehrs nicht mindern zu lassen.

Mehr als alles Andere aber fürchteten diese Großmächte die Möglichkeit, die Bagdad-Bahn könne die Türkei wirtschaftlich gesund machen. Schon die bisher fertige kleine Strecke der Anatolischen Bahn hat nach dieser Richtung Wunder gewirkt. Die Statistik beweist, daß in den von der Bahn berührten Provinzen die Steuereinnahmen wachsen und die Rückstände geringer werden. Die Bahnverwaltung versucht auch alles Mögliche zur Hebung des Verkehrs. Saatgut wird vorgehoben und der alte Holzpfug durch modernes Geräth ersetzt; der Dampf der

Lokomotive verscheucht die Gespenster des Aberglaubens, der die einst so blühenden Gefilde zu Unfruchtbarkeit und Erstarrung verdammt hat. Dieser Glaube, der Krupps Kanonen Stand hielt, wird vor dem Gedröhn der Eisenbahnzüge ins Dunkel weichen; und was der Kaufmannsgeizismus in der Berliner Mauerstraße erfand, wird hinten weit in der Türkei ein Volk beglücken. Eine Industrie können die Kulturbringer in Anatolien zum Glück nicht züchten. Zwar werden im Kohlenbecken von Eregli Proletarier in die Schächte hinabklettern, um das schwarze Gold, die Kohle, zu Tage zu fördern, und für die mesopotamischen Petroleumquellen werden Massen schlecht bezahlter Handarbeiter nötig werden. Wichtiger aber bleibt dort stets die Seidenraupenzucht, der Bau von Wein, Weizen und Gerste. Schon hat die Bahn die Grundrente erhöht, der Weizenpreis steigt und es ist keine Utopie mehr, wenn man sich das Stromgebiet zwischen Euphrat und Tigris als die Kornkammer Europas denkt; es hat ja auch die alte Welt mit Getreide versorgt. In dieser Beziehung ist namentlich die Strecke Konstantinopel-Bagdad interessant. Sie wird nicht nur ein neues Industriegebiet erschließen, sondern kann unseren Getreidebedarf auch von Amerika unabhängig machen. Dann aber wäre deutscher Weltpolitik ein neuer Weg gewiesen: unsere Zukunft läge nicht mehr auf dem Wasser und die Würde eines Admirals des Atlantischen Ozeans wäre nicht mehr besonders werthvoll. Von der Erschließung Anatoliens wäre eine Epoche europäisch-asiatischer Politik zu datiren, deren erste Wirkung europäische Zollbündnisse sein müßten.

Die Bagdad-Bahn ist sicher ein Kulturwerk. Aber Kulturwerke verzinsen sich nicht immer gut und es wird sich deshalb empfehlen, die finanzielle Seite der Sache ohne alle Illusionen zu betrachten. Das haben die Leiter der Deutschen Bank bis jetzt gethan; sie haben gewartet, bis nach langwierigen Verhandlungen die türkische Regierung die gewünschten Kilometergarantien gewährte, und die internationale Finanzwelt zur Aufbringung der Mittel herbeigerufen. Jetzt aber stehen sie vor einer bedeutsamen Entscheidung: England will nicht mitthun und Frankreich erhebt, wohl unter dem Einfluß der russischen Diplomatie, den Anspruch auf eine Führerrolle. Schon mehren sich in der deutschen Presse die Stimmen, die fordern, Deutschland solle ohne und gegen England das Abenteuer des Bahnbaues wagen. Unklüger könnten wir nicht handeln. „Niemals, mein Sohn, gehe hin und mache ein Geschäft, um Deinen Nächsten zu ärgern; denn nicht Alles, was dem Nächsten schadet, nützt Dir.“ Also spricht der Weise. Ohne England kann die Türkei die Einfuhrzölle nicht erhöhen und ohne Erhöhung der Einfuhrzölle schweben alle türkischen Garantien in der Luft. Ferner: wenn die indische Regierung ihr nicht die Postbeförderung überläßt, wird die Bahn wenigstens in der ersten Betriebszeit schwerlich rentabel sein. England muß sich betheiligen; und es wird sich betheiligen, wenn Deutschland sich nicht von chauvinistischem Größenwahn blenden läßt. Unsere Finanzbeherrscher sind gewiß nicht so törricht, zu übersehen, daß die Hege gegen England zum großen Theil von den Leuten ausgeht, denen die Getreidezufuhr aus Anatolien höchst unangenehm sein müßte. Und die Leiter der Deutschen Bank, die in das Unternehmen schon Millionen gesteckt hat, wissen sicherlich, daß selbst ihre Kapitalkraft nicht ausreichen würde, um ohne starke Pilsen das Bagdadprojekt zu verwirklichen, und daß man sich auch an den größten Kulturwerken allmählich verbluten kann. Plutus.

Vier Briefe.

In ihrem Aufsatz „Repergebanten“ beklagt Frau Adele Gerhard, daß der fortgeschrittenen Frau von heute die Einheitlichkeit der Persönlichkeit fehle, die einst den Zauber unserer Mütter ausgemacht habe. Und sie kommt zu dem Schluß, daß die nach vielen Seiten entwickelten, ihre Selbstliebe erhöhenden Fähigkeiten in der Frau unserer Zeit eine Zersplitterung und Theilung der Empfindungen hervorgebracht hätten, die es ihr unmöglich machten, sich mit opferwilliger Hingebung einem begrenzten Pflichtenkreis, vor Allem dem der Mutterchaft, zu widmen. Also ein tragischer Konflikt zwischen Mutterchaft und geistiger Arbeit, geistiger Höhe soll sich da aufthun. Ich aber meine eher, daß nicht eine schon erreichte geistige Höhe solche Probleme und Konflikte geschaffen hat, sondern geistige Unreife und Unfertigkeit; daß ihre neu errungenen Bildungswerthe der Frau noch zu äußerlich anhaften, sich mit ihrem übrigen Wesen noch nicht innig genug verschmolzen haben, nicht Fleisch und Blut geworden sind. Wenn unser Wissen kein Scheinwissen, sondern ein Wissen um Wirklichkeiten ist, dann kann es nur eine Bestätigung unserer triebhaften Natur und unseres Frauenwesens sein. Die moderne Frau wächst nicht still genug. Sie notirt die einzelnen Wachsthumstadien, giebt sich darüber Rechenschaft, modelt an sich, bildet sich nach Systemen, wendet Theorien auf sich an, die mit den vielerlei Befreiungsbestrebungen und -Resultaten zugleich an die Oberfläche gekommen sind. Daher die Lebensexperimente, die Versuche, Probleme in die Wirklichkeit umzusetzen, wobei zwischen Seelischem und Intellektuellem kein Ausgleich gefunden wird, die starke Ueberschätzung des Intellektes auf Kosten der ursprünglichen Lebenstriebe oder wiederum die Perversion der Triebe unter dem Einfluß geistiger Zeitströmungen. Nicht so selten sind Frauenschicksale, bei denen man sich sagt: sie hätte Das nicht zu erleben brauchen; aber der Zeitgeist oder die Mode war mächtiger als ihre Natur. Es ist ein Zeichen von Unkultur, wenn das Bewußtsein so ausdringlich Schicksale bestimmt, wenn das Leben nach der Schablone der Agitatoren und Apostel verläuft. Nur so ist es zu erklären, daß Theorien wie die von der Emanzipation des Weibes vom Mann, die geringere Bedeutung der Vaterschaft im Vergleich zur Mutterchaft und ähnliche Gestalt gewinnen können. Ungeheure Umwälzungen hat unsere Zeit für beide Geschlechter auf allen Gebieten des geistigen und moralischen Lebens gebracht. Kein Wunder, daß gewaltiger erregt an den Wandlungen und Werdegängen Die theilnehmen, die vom Zwang der alten Einrichtungen enger umschlossen waren. Aber was sich da an Möglichkeiten höherer Daseinsformen aufgethan hat, betrifft Mann und Frau zugleich und in gleichem Grade, nicht Partei gegen Partei. Auch der Mann ist Persönlichkeit nur in dem Maß, wie seine geistige Natur mit den übrigen Kräften seines Wesens eine Verbindung eingeht und mit ihnen in steter Berührung und Wechselwirkung bleibt. Nicht viel verschlägt es dabei, daß er längst schon den Bildungsweg zurücklegt, den die Frau so leidenschaftlich ersehnt. Alle schematische Wissensaneignung bringt das Wachstum nur auf eine bestimmte Höhe, nicht darüber hinaus. Was will es denn für den Einzelnen, der ein abgeschlossener Organismus mit eigenen Bedingungen ist, besagen, daß sich draußen in der Welt der Reichthum an geistigen Erscheinungen, an Ergebnissen der

Forschung, an Kulturwerthen täglich mehret? Nur was der Mensch zu seiner Ernährung braucht, dient ihm zur Entwicklung. Was der Geist wie Luft einfaugt, was ihm zufliegt, was so unmerklich in ihn übergeht, daß er meinen könnte, es sei immer dagewesen: Das fördert ihn. Ist er so bereitet, so offen, so reif zum Empfangen, dann mag ein kleines, verstreutes Körnlein mehr Segen bringen als die ganze Fruchtlast angehäufte Wissens- und Erkenntnißschätze. Alle verzweifelten Anstrengungen, alles Suchen und Versuchen werden die Frau nicht auf die erträumte Idealhöhe bringen, wenn nicht von all dem Blühenden und Wählenden, ihr vielleicht unbewußt, ein paar kräftige Lebenskeime, nach denen es ihre Natur wahrhaft verlangte, in ihr Wurzel schlagen und da so insgeheim treiben, blühen und reifen, daß sie als einzige Ahnung ihres Vorhandenseins die Fülle allgemeinen Lebensgefühls mächtiger durchströmt. Dann wird sie auch die Ruhe und Sicherheit wieder erlangt haben, die einst die früheren, bescheideneren und geistig ärmeren Mütter auszeichnete. Es ist nicht nöthig, daß sie ihr Dasein ausschließlich, bis zur völligen Selbstvergessenheit, ihren Kindern hingiebt. Wir brauchen unseren Kindern das Leben nicht so ganz nach unserem Ermessen zu ebnen und zu bereiten, daß sie sich darin wie in einer fertig möblirten Wohnung niederlassen können. Auch Zufälligkeiten dürfen beim Aufbau der kindlichen Seele mitwirken, auch unsere Kinder sollen einst noch ringen müssen um Das, was ihnen das Leben werthvoll erscheinen läßt. Schwerer ist es schon für die Mutter, die durch einen zwingenden Beruf oder durch eine starke Begabung in Anspruch genommen ist, ihre Arbeit mit ihren Herzspflichten in Einklang zu bringen, und mancher besonders veranlagten Frau mag dieser Konflikt verhängnißvoll werden. Eine weittragende Bedeutung für die Allgemeinheit scheint er mir nicht zu besitzen. Eine Mutter im typischen Sinne hat keine Wahl zwischen ihren Kindern und der Arbeit an ihrer Persönlichkeit. Schwankt sie, so ist sie weder zum Einen noch zum Anderen reif, obgleich es vielleicht auch da äußerste Gebote der Selbsterhaltung oder Befreiung zu einem grausamen lezten Verzicht kommen lassen können. Für Alle aber, denen die Steigerung der Persönlichkeit eine Sehnsucht ist, gilt es, das Leben mit seinen Gesetzen, seinen natürlichen Vorgängen und Schicksalen in seiner ganzen Breite und Gegebenheit hinzunehmen und sich ihm zu überlassen. Da mag sich herausstellen, daß, was uns als Hemmungsfaktor erscheint, gerade unserem ureigenen Selbst zur Entfaltung dient. Jedenfalls aber wird das geistige Leben nur dann gedeihen, wenn es in den natürlichen Bedingungen des Gesamttindbildraums seinen Nährboden findet. All unser neues Wissen, sofern es nicht nur äußerlich angeflogen ist oder um des Erwerbes willen gesucht und gelehrt wird, kann unserem ältesten Wissen nur neue Gründe und neue Blüten geben: dem Wissen vom Mann, dem wir uns hingeben, und vom Kinde, das wir gebären und aufziehen.

Hermesdorf.

Hedwig Sachmann.

* * *

II. Herr Professor Roy Seiling schreibt mir aus München:

„Sehr geehrter Herr Harden, indem ich mich mit der Wendung, die Sie dem Fall Nothe gaben (Anna Nothe sei nicht strafbarer als viele Andere, die ihren Erwerb aus dem Glauben ihrer Mitmenschen ziehen), durchaus einverstanden erkläre, möchte ich Sie bitten, mir nachträglich noch einige Randbemerkungen zur jüngsten

Spiritistenhege zu gestatten. Niebuhr hat einmal gesagt, daß eine Sache, die nicht mißbraucht werden kann, nichts taugt. Wenn diese Ansicht richtig ist, dann gilt wohl auch der gefehrte Satz, daß gerade die werthvollsten Dinge am Meisten mißbraucht werden. So wird denn in der That mit dem für Viele Werthvollsten, mit der Religion, der stärkste Mißbrauch getrieben. Nach dem Umfang des Mißbrauchs zu schließen, müßte auch der Okkultismus eine sehr werthvolle Sache sein. In diesem Punkt wird jedoch recht allgemein eine ganz andere, nämlich die folgende Logik beliebt: Hat ein Medium einmal betrogen, dann hat es immer betrogen; folglich haben alle Medien stets betrogen; folglich ist der Spiritismus, überhaupt der ganze Okkultismus, Schwindel. Diese tolle Logik steht in engem Zusammenhang mit der ganz und gar unwissenschaftlichen apriorischen Zeugung von Thatsachen, wie sie in der Geschichte der Wissenschaft oft genug vorkommt. Weil ein Gelehrter für die Erscheinungen, die ihm bekannt geworden sind und halbwegs begreiflich vorkommen, sich Schulsächer von gewisser Größe zurecht gemacht hat, erklärt er, sobald er noch so zuverlässige Kunde von neuen, ihm unbegreiflich dünkenden Erscheinungen erhält, vorweg: 'Diese Erscheinungen sind nicht möglich, weil sie in meine Schulsächer nicht passen.' Ein Beispiel. Noch 1890 sagte ein anonymes Mediziner — er soll ein bekannter wiener Universitätprofessor sein — in den 'Grenzboten' wörtlich: 'Ich glaube an die hypnotische Suggestion nicht, als bis ich einen Fall davon gesehen habe, und ich werde einen solchen Fall niemals zu Gesicht bekommen, da ich mir dergleichen Experimente niemals ansehe.' Wertwüßig ist auch, daß der von jedem ehrlichen Wahrheitssucher zu befolgende Grundsatz, über Dinge, die er nicht kennt, auch nicht zu reden, in Sachen des Okkultismus nicht gilt. Hier wird lustig drauflosphantasirt, ohne daß die Schreiber und Sprecher auch nur ahnten, daß die größten Geister (Kant, Schopenhauer, Goethe u. A.) und viele hervorragende Naturforscher (ich nenne in meiner Schrift, Ernst Haeckel und der Spiritismus' etwa ein halbes hundert Namen), aber auch mehrere Taschenspieler sich zu Gunsten des Okkultismus ausgesprochen haben; daß es eine große Menge vollkommen genügend beglaubigter okkultischer Thatsachen der verschiedensten Art giebt; daß die wissenschaftlichen Vertreter des Okkultismus und ihre Organe den spiritistischen Unfug selbst rücksichtslos bekämpfen und daß sie, wo echte Thatsachen vorliegen, weit entfernt sind, ihr Entstehen ohne Weiteres den 'Geistern' der Verstorbenen zuzuschreiben oder mit der vierten Dimension in Verbindung zu bringen, die, nebenbei bemerkt, keine Erfindung der Spiritisten, sondern eine Hypothese namhafter Mathematiker ist. Wenn Goethe uns als Vorbild aufgestellt wird, soll ers doch wohl auch in seinem Verhalten zu okkulten Problemen sein. Gerade hierin hat er aber, wie ich in der Schrift, 'Goethe und der Okkultismus' gezeigt habe, eine so beispiellose Unbefangenheit und Weitsichtigkeit verrathen, daß selbst ein Okkultist es schwer hat, ihm überall zu folgen. Ich erinnere nur an seine Werthschätzung Swedenborgs, seine Malaria und an die Geschichte von der Sympathie zweier Schreibstift. Jedenfalls sollte man nachgerade beherrigen, was der Meister in den 'Sprüchen in Prosa' gesagt hat: 'Das schädlichste Vorurtheil ist, daß irgend eine Art Naturuntersuchung mit dem Bann belegt werden könnte.' Wenn die offizielle Wissenschaft dem Okkultismus endlich näher treten und sich mit ihm auseinandersetzen wollte, wäre für die Befestigung der widerlichen Auswüchse dieses inhaltsschweren Wissensgebietes sicherlich mehr zu erhoffen als von Nothe-Prozessen."

III. „Am fünfzehnten Februar 1903 erlebte Paris eine feierliche Manifestation zu Gunsten der Armenier und Makedonen und gegen die blutige Tyrannenvirtschaft Abd ul Hamids. Mehr als viertausend Personen aller politischen Richtungen beteiligten sich daran. Der Genius Frankreichs feierte einen seiner schönsten Triumph. Vor der Sache der Humanität und Gerechtigkeit vergaßen die Redner all der verschiedenen politischen Gruppen ihre Zwiste, ihre Spaltungen und Reibungen: einig wie ein Mann verlangten sie in flammenden Worten die endliche Intervention Frankreichs, Europas zu Gunsten der schwachvoll geknechteten, mit blutiger Ausrottung bedrohten Armenier und Makedonen. Immer wieder mahnten sie an die feierlichen Verpflichtungen, die Europa im Berliner Vertrage von 1878 unter Bismarcks Vorbehalt übernommen hat, an den berühmten Artikel 61, der lautet: ‚Die Hohe Pforte übernimmt die Verpflichtung, ohne weiteren Verzug die durch lokale Bedürfnisse in den von den Armeniern bewohnten Provinzen erforderlichen Verbesserungen und Reformen ins Werk zu setzen und den Armeniern Sicherheit vor Kurden und Tscherkesen zu garantieren. Sie wird die in dieser Richtung gethanen Schritte in bestimmten Zeitabschnitten den Mächten bekannt geben, die ihr Inkrafttreten überwachen werden‘; und an den fast identischen Artikel 23 für den Schutz der Makedonen. Sie schilberten in ihren Reden, mit wie blutig cynischem Hohn der Sultan statt der Reformen die Armenischen Leibern gab und in einem Zeitraum von zwölf Jahren 300 000 Armenier töten ließ, ohne daß Europa intervenierte, und sie verlangten die tatsächliche Durchführung der im Berliner Vertrage versprochenen Reformen unter der Schutzkontrolle europäischer Kommissionen oder Gouverneure in Armenien und Makedonien. Sie warnten vor der Trennung der armenischen und der makedonischen Frage, als vor einer verhängnisvollen Leichtsichtigkeit und Inkonsequenz, und nicht minder eindringlich vor dem neuesten ‚Reformprojekt‘ für Makedonien, das in seinen Forderungen weit hinter Dem zurückbleibt, was der Sultan schon 1895 auf das Memorandum der Mächte und was er 1896 an Reformen zugestanden hat, — allerdings nur auf dem Papier. Einstimmig, durch Akklamation, wurde die folgende Tagesordnung angenommen: ‚Die viertausend französischen Bürger aller politischen Richtungen, die hier versammelt sind, verlangen: In Anbetracht der grauenvollen Lage, in der sich die Bevölkerung von Armenien und Makedonien befindet, und der wachsenden Gefahr der Ereignisse; in Anbetracht, daß diese Lage dem öffentlichen Gewissen Hohn spricht und eine Gefahr für den allgemeinen Frieden ist; in Anbetracht, daß sowohl in Armenien wie in Makedonien nur die Ausführung des Berliner Vertrages diesem unerträglichen Sachverhalt ein Ende machen kann; in Anbetracht der dringenden Pflicht, die der Berliner Vertrag all seinen Kontrahenten auferlegt: die französische Regierung solle energisch vorgehen, um endlich die Durchführung der Artikel 61 und 23 des Berliner Vertrages zu erlangen, die dem Statut vom August 1882 und dem Memorandum vom ersten Mai 1895 entspricht, und so der allzu langen Reihe von Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die in der Türkei ohne Unterschied der Rasse, der Nationalität und Religion verübt werden, ein Ende zu machen.‘

Und was geschieht in Deutschland?

Mit brennendem Schmerz muß man sich sagen: Nichts. Schroff und gehässig stehen die Vertreter der herrschenden und der aufstrebenden Gesellschaftsklassen einander gegenüber; was die Sozialdemokratie verteidigt, wird prinzipiell von der

Bourgeoisie bekämpft und jedes Mitgefühl mit den brutal der Vernichtung überlieferten Völkern geht unter in der Profitgier der Herren von heute, der Vaterlandlosen, kulturfeindlichen Geschäftemacher.

Etwas Ungeheuerliches vollzieht sich. Eine grauenvolle Feuersbrunst wüthet Tag und Nacht in Armenien und Makedonien. Und Europa, das diese Länder vor dem Nordbrenner zu bewahren feierlich versprochen hat, hört das Säusen der Flammen, das Krachen der Gebälke, das verzweifelte Hilfesgeschrei der dem Feuerode geweihten Menschen. Und es gebietet nicht Einhalt, es reißt den Feuerbrand nicht aus des Nordbrenners Hand: es steht und wartet, wartet scheinbar stumpfsinnig, gleichgiltig, aber mit heimlich funkelnder Habgier in den halbgeschlossenen Augen. Wenn Alles verkohlt ist, keine Hütte und kein Tempel mehr steht und das Jammergeschrei vom ewigen Schweigen verschlungen worden ist, dann wird es heranschleichen, das feile Europa, nicht in später Reue, nicht, um die Leichen zu begraben — dreihunderttausend sind es in Armenien —, nein, um in der Asche nach Kostbarkeiten zu wühlen!

Auch Deutschland muß protestiren; auch in Deutschland muß ein höheres Tribunal zusammentreten, vor dem alle Parteinteressen schwinden und das alle guten Kräfte einsetzt, um der Schande der Zeit entgegenzuwirken.

Der Kaiser ist der Kaiser, aber er ist nicht Herr über das deutsche Gewissen.

Eine deutsche Liga zu Gunsten Armeniens und Makedoniens: Das ist eine Forderung der deutschen Ehre, des deutschen Gewissens, eine Forderung der Civilisation und menschlicher Solidarität.

Hamburg.

Hilse Frapan-Akunian."

* * *

IV. „Bester Herr! Ich weiß nicht, ob ich mich zu den Aerzten rechnen muß, die Sie in Ihrem Artikel ‚Der Angeklagte Schweninger‘ angreifen.

Ich habe zwar meine Begnugung zu Herrn Schweninger stets auf Ehrlichkeit und mit Angabe meines Namens und meiner Adresse betont — was doch in Ihren Augen eher eine Tugend als ein Verbrechen sein dürfte —, aber ich habe nie als Hausarzt mit einem Badearzt ‚die Beute getheilt‘; ich darf mich noch nicht einmal unter Ihre ‚armen Vorstadtwinzigkeiten‘ rechnen, denn ich bin nur ein Dorfarzt im Dorfe Großlichterfelde bei Berlin; ich habe mich auch nie berufen gefühlt, Herrn Schweninger aus dem ermüdenden Tretrabe meiner Praxis heraus zu widerlegen. Ich habe nur den oder jenen Fall, der mir als bescheidener kasuistischer Beitrag zur Widerlegung des Herrn Schweninger geeignet erschien, in seinem Thatbestand festzustellen gesucht. Ich habe aber auch hierbei den loyalen Weg der höflichen Anfrage bei Herrn Schweninger selbst gewählt. Dies auch in einem Fall, von dem ich die ehrliche Ueberzeugung habe, daß die Patientin im Krankenhause Großlichterfelde eine Behandlung erfaßt, die ich, wenn ihre Angaben richtig sind — und sie ist bereit, sie zu beschwören —, als Kurpfuscherei bezeichnen müßte. Herr Schweninger fand meine Anfrage ‚animos‘ und leitete sie an den Herrn Vandrath von Stubenrauch. Dieser fand in einem von Irrthümern strotzenden Schreiben, daß meine Beschwerde jeder Begründung entbehre, und als ich ihn in einem höflichen Schreiben auf seine Irrthümer aufmerksam machte, erhielt ich als Antwort eine

Vorladung vor das ärztliche Ehrengericht, weil ich, mit einer Ueberwachung des Krankenhauses Großlichterfelde anmaße.¹ Das Ehrengericht wies die Beschwerde des Herrn Landrathes — leider ohne erst in die von mir geforderte Hauptverhandlung einzutreten — als unbegründet ab, aber der Thatbestand jenes Falles ist bis heute unaufgeklärt geblieben oder — um mich prägnanter auszudrücken — Herr Schweninger und Herr Landrath von Stubentrauch haben mir die wiederholt geforderte Aufklärung verweigert. Das that der selbe Herr Landrath, der über die unbeweisbaren Behauptungen nicht autorisierter Laien umfangreiche Erhebungen anstellen und Berge von Papier vollschreiben ließ, der selbe Herr Landrath, der den thörichtesten Klatsch eines Dienstmädchens, ich hätte ihr aufgegeben, im Krankenhaus nicht zu sagen, was ihr fehle, und mir dann zu berichten, wie es ihr ergangen sei, ausführlich protokolliren und ebenfalls dem ärztlichen Ehrengerichte unterbreiten ließ. Leider war diese Arbeit vergebens: das Dienstmädchen hat bei seiner Vernehmung vor dem Ehrengericht seinen Klatsch von A bis Z verleugnet.

Der Hauptanlaß dieses Schreibens ist: die Wahrung berechtigter Interessen. Ich gehöre als Arzt in Großlichterfelde zu Denen, welche durch die Berufung des Herrn Schweninger zum Dirigirenden Arzt des Kreiskrankenhauses vergewaltigt wurden. Ja: vergewaltigt! Ich bitte, dieses Wort passiv zu lassen, weil es den Kernpunkt der Lichterfelder Schweningerfrage enthält, und wiederholen zu dürfen: Ich fühle mich mit den Ärzten in der Umgebung von Lichterfelde und mit deren und meinen Patienten aufs Empörendste vergewaltigt durch die Besetzung des einzigen uns zur Verfügung stehenden Krankenhauses mit einem Mann, dessen ärztliche Grundsätze mit denen unserer staatlich bestellten Lehrer, die wir bewährt gefunden haben und vertreten, in diametralem Gegensatz stehen, wobei es ganz gleichgiltig ist, ob der Dirigirende Arzt Hinz oder Kunz heißt. Nicht, daß er diese Grundsätze hat, machen wir ihm zum Vorwurf, eben so wenig wie wir uns die unseren zum Vorwurf machen lassen, sondern, daß er uns, angesichts dieser von ihm selbst zugestandenen und verschönten Grundsätze, mit Hilfe höherer Gewalten zwingen will, ihm unsere Krankenhausbehandlung bedürftigen Patienten als Versuchskaninchen zu überlassen. Was würden Sie, geehrter Herr Harden, sagen, wenn Herr Sudermann Arzt wäre und Sie zwingen wollte, sich von ihm ärztlich berathen zu lassen, oder der Herr Landrath von Stubentrauch, wenn ihm Jemand befehlen wollte, meine Wenigkeit ärztlich zu konsultiren? Also: was Du nicht willst, daß man Dir thu' ...!

Kun erwähnen Sie unter den Patienten und Verehrern des Herrn Schweninger eine ganze Anzahl von Kohlen-, Gold-, Diamanten- und wirklichen Königen. Das ermuthigt mich, auf einen Vorschlag zurückzukommen, den ich schon einmal in einem Offenen Brief dem Herrn Landrath von Stubentrauch — leider ohne Erfolg — zu machen die Ehre hatte. Wäre es nicht für einen einflußreichen Publizisten ohne eben so leichte wie erfreuliche Aufgabe, diese so kapitalkräftigen Kreise durch einen Aufruf zur Zeichnung von ein paar lumpigen Millionen zu bewegen, zum Zweck der Gründung und Erbauung eines eigenen Schweninger-Krankenhauses? Bei Erwägung der Platzfrage möchte ich entschieden Lichterfelde empfehlen, wo noch eine Masse gesunden Terrains von den Kaninchen bewohnt wird. So wäre beiden Theilen geholfen: Herr Schweninger könnte ohne die geringste Belästigung von unserer Seite für seine Ideen thätig sein, wir aber, die wir ihn nun einmal nicht zu würdigen verstehen, wären ihn los. Mit Hochachtung Dr. F. Dupré, Arzt."

Diesen Brief, den der Schreiber ungemein wichtig zu finden scheint, will ich ganz ernsthaft beantworten. Das, was Herr Dupré „erotische Abenteuer“ nennt, wurde hier erwähnt, weil es den ersten Vorwand zur Schweningerverheje bot, weil perfide Anspielungen immer wieder diese dreißig Jahre alte Geschichte ins Gedächtniß zurückzurufen suchten und weil, auf so gewonnener Basis, Schweninger nicht als untüchtiger, sondern als unsittlicher Arzt geächtet werden sollte, als ein gewissenloser Mann, der, da er sich einmal vergangen habe, für Zeit und Ewigkeit des Vertrauens unwürdig geworden sei. Einen Vorwand heiße ich's; und wiederhole, daß gefeierten „Autoritäten“, die auf Kongressen für die Staudeschre streiten, Belästigungen häßlicher Patientinnen nicht nur nachgetuschelt werden, sondern auch nachgewiesen werden könnten. Wie gut selbst die rebbeligsten Kollegen und die ihnen affiliirte Presse zu Schweigen weis, wenn es sich um einen ihrer zuverlässigen Freunde handelt, beweist eben ja wieder der Fall des Berliner Professors Martin Wendelsohn: nur in einzelnen Zeitungen hat ein knappes, den Lesern kaum verständliches Notizchen davon Kunde gebracht. Wenn Herr Dupré nun, nachdem der Thatbestand hier festgestellt wurde, mir vorwirft, ich hätte „erotische Abenteuer in die Debatte gezogen“, so mag ihn solches Verfahren „loyal“ dünken; ich verarge Schweninger nicht, daß er sich mit Loyalität dieser Art nicht in persönliche Verhandlungen einläßt, sondern die aus ihm längst bekannten Ressentiments stammenden Fragen und Beschwerden an die ihm vorgefetzte Behörde zur Untersuchung und Beantwortung weitergiebt. Die Klagen des Herrn Dupré über den Landrath des Kreises Teltow kümmern mich nicht. Herr von Stubenrauch, der für einen der besten preussischen Verwaltungsbeamten gilt, wird selbst erwidern, wenn es nöthig findet; vielleicht scheint ihm aber die klägliche Blamage, die der Abgeordnete Müller-Sagan sich als Ankläger Schweningers zugezogen hat, für die Kreisbedürfnisse einstweilen genügend. Herr Dupré, der mit löblicher Offenheit bekennt, daß er die freiwillig übernommene Pflicht, kranken Menschen zu helfen, als ein „ermüdendes Tretrad“ fühlt, lebt in dem Glauben, er bleibe für die Behandlung der ins Kreiskrankenhaus geschickten Leute verantwortlich; genau so, wie es ihm richtig scheint, müßten sie, meint er, dort behandelt werden und der Dirigirende Arzt habe ihm über den Verlauf der Heilung prompt, so oft es verlangt wird, Auskunft zu geben. Das ist ein Irrglaube. Dafür, daß ein öffentliches Krankenhaus sachverständig geleitet wird, ist nur die Behörde verantwortlich. Die Behandlung der ins Krankenhaus Aufgenommenen hat der Anstaltsleiter zu bestimmen — der sonst ein dirigirender Arzt wäre —, und wenn der Doktor, aus dessen Praxis der Kranke kam, den ärztlichen Grundsätzen dieses Anstaltsleiters nicht zustimmt, mag er dem Patienten oder dessen Verwandten sagen: „Sie werden dort anders behandelt als von mir, nach meiner Ueberzeugung schlechter; also überlegen Sie sich.“ Damit ist seine Pflicht erfüllt und er hat nicht mehr dreinzureden, wenn der Patient, trotz dieser Warnung oder der Noth gehorchend, einmal ins Krankenhaus aufgenommen ist; ganz unpassend aber ist, durch Suggestivfragen und aufreizende Reden das Mißtrauen und die Unzufriedenheit der Kranken zu erregen und dann zu jubeln, wenn Einer so weit gebracht ist, daß er sagt: Ich bin falsch behandelt worden. Wer Krankenhausstimmungen kennt, weiß, wie leicht solcher Effekt zu erreichen ist, und wird die Kunst bewundern, die solche Schwierigkeiten zu überwinden vermochte. Herr Dupré fragt mich, sehr neckisch, was ich sagen würde, „wenn Herr Sudermann Arzt wäre und mich Einer zwingen wollte, mich von ihm ärztlich be-

rathen zu lassen.“ Was ich sagen würde? Ich würde festzustellen suchen, ob Herr Sudermann ein guter oder ein schlechter Arzt ist, und danach meinen Entschluß fassen. Nur darauf kommt es an. Ich habe bewiesen, daß Schweningers wissenschaftliche Arbeit schon vor dreißig Jahren von Virchow gerühmt worden ist und daß ihn Vehrung als „hervorragenden, erfahrenen, um das Wohl seiner Kranken besorgten Arzt hoch schätzt.“ Herr Dupré und ein paar seiner Kollegen halten ihn für einen schlechten Arzt, schimpfen ihn dreist einen Kurpfuscher und fählen sich durch seine Ernennung zum Dirigirenden Arzt „vergewaltigt“ (das anmuthige Zeitungswort durfte nicht fehlen). Das ist ihr gutes Recht, interessiert uns aber gar nicht; denn diese Herren sind nicht zuständig, nicht berufen, einen Mann von der Lebensleistung Schweningers zu richten. Der braucht, um Krankenhausdirektor zu werden, nicht die „Hilfe höherer Gewalten“; er brachte ein Opfer, als er diese Stellung annahm, bringt es täglich aufs Neue und Tausende danken es ihm. Der braucht auch keine „Versuchskaninchen“; er wird gewiß nie aufhören, Alles zu versuchen, was im besonderen Fall dem leidenden Individuum nützen könnte, aber die in dreißigjähriger Niesenpraxis gesammelten Erfahrungen würden auch einem weniger Gewissenhaften erlauben, auf leichtfertige Experimente zu verzichten. Seine Feinde mögen sich austoben; nur sollten sie — und hier wirklich in Wahrung ihrer berechtigten Interessen — nicht thun, als gebe es allgemein anerkannte „ärztliche Grundsätze“, von denen nur Schweninger abweiche. Jeder, der je zwei Aerzte um Rath gefragt hat, weiß, daß es solche Grundsätze nicht giebt und daß auch die „Autoritäten“ oft über die nothwendige und nützliche Behandlung sehr verschiedener Meinung sind. Die Anschauung des Herrn Dupré wäre richtig, wenn der Arzt, wie ein Automat, auf den Namen der „Krankheit“ mit dem allein brauchbaren Heilmittel antworten könnte; da man nachgerade aber einsehen hat, daß man nicht Krankheiten zu bekämpfen, sondern kranken Individuen zu helfen hat und daß, wegen der individuellen Verschiedenheiten, ein Fall einem anderen nie völlig gleich, wäre mit allgemeinen Grundsätzen nicht weit zu kommen. Ich habe einige Fürsten und Millionäre genannt, die Jahre, Jahrzehnte lang sich nur Schweninger anvertrauten — ich konnte eben so viele Künstler, Schriftsteller, geistige Arbeiter aller Arten nennen —, und gefragt, ob man im Ernst behaupten wolle, der von diesen vermögenden Leuten gesuchte, verhätschelte, angebetete Arzt sei nicht fähig, ein Kreisfrankenhaus zu leiten. Eine Antwort erhielt ich nicht; aber Herr Dupré empfiehlt mir, bei diesen Steinreichen für ein Schweninger-Krankenhaus zu sammeln. Sehr gütig; und sehr unverständlich. Wenn Schweninger sich ein Krankenhaus bauen will, braucht er keinen Kollektanten. Man hat ihm lange nachgesagt, er sei nur ein Arzt für müßige Millionäre, die Alles thun können, was er verlange. Er hat nun bewiesen, daß er auch den Kernsten, im engen Rahmen der in einem Kreisfrankenhaus gebotenen Möglichkeiten, zu nützen vermag. Dieser Beweis — den jeder Besucher des Krankenhauses, jeder Leser der Jahresberichte nachprüfen kann — hat Die nicht übersehen, die unbefangenen Sinnes das Wirken dieses genialen Arztes beobachtet haben. Die polemische Taktik seiner Feinde lehrt nun der Brief des Herrn Dupré erkennen: sie dünkeln sich der ungleich starken Persönlichkeit überlegen, schlüpfen an jedem sachlichen Beweis vorbei und rathen, in Wahrung berechtigter Interessen, dem Manne, der selbstlos sein Wissen und Können in den Dienst einer sozialen Aufgabe stellt, doch gefälligst den patentirten Ruf ihrer Vertreter nicht zu gefährden und schnell wieder zur einträglicheren Behandlung von Potentaten und Millionären zurückzukehren.